Auseinander.

AUSEINANDER

Skizzen

Roderich Benedix.

LEIPZIG

Verlag von Carl B. Lorck.

1859

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Auf meinen Spaziergängen pflegte ich gern die abgelegensten Wege aufzusuchen, um ungestört meinen Gedanken nachhängen zu können. Ein alter Herr mit ernsten, aber nicht unfreundlichen Zügen mochte dieselbe Gewohnheit haben, denn wir begegneten uns fast täglich. Wie es so zu gehen pflegt, wir faßten einander in's Auge, wir grüßten uns dann, endlich wechselten wir ein paar Worte, und so war die Bekanntschaft gemacht. Steinhaus, so hieß der alte Herr, mußte ein reich bewegtes Leben geführt haben. Viele Menschen mußte er gekannt und genauer gekannt haben, denn er sprach am liebsten von den Schicksalen und Begebnissen, die auf der irdischen Laufbahn den Sterblichen treffen, und eine reiche Erfahrung gab sich in seinen Erzählungen, in seinem scharfen, und doch milden Urtheile kund. In unsern Gesprächen war er der Mittheilende, ich der Empfangende, und gern lauschte ich seinen Worten.

Die gute Jahreszeit verstrich; der hereinbrechende Winter machte unsern Spaziergängen nach und nach ein Ende. Steinhaus lud mich ein ihn zu besuchen. Wie gern nahm

ich das an. Seine Wohnung war einfach, aber behaglich, so weit die eines alten Junggesellen es sein kann. Ein großes Studierzimmer war sein gewöhnlicher Aufenthalt. Längs der Wände standen Schränke mit einer gewählten Büchersammlung, Karten, Globen, Mappen mit Zeichnungen. An den wenigen freien Stellen der Mauern waren Bilder aufgehängt, meistens Portraits, in Wasserfarbe, mit Bleistift gezeichnet oder auch nur skizzirt, wie Freunde sie dem Freunde zum Andenken zu schenken pflegen.

Manche angenehme Stunde saßen wir in diesem Zimmer, in denen Steinhaus mir mehr und mehr den reichen Schatz seiner Erfahrungen öffnete.

Einst sprachen wir von der bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigerten Liebhaberei mancher Menschen zu sammeln, Sammlungen von diesen oder jenen Dingen anzulegen. Ich fragte ihn ob er nie von dieser Liebhaberei besessen gewesen. „Welcher Knabe hat nicht Münzen, Siegel, Schmetterlinge oder dergleichen gesammelt", sagte er lächelnd, „das hat sich aber bei mir verloren, seit ich meine Münzen einmal aus Noth verkaufen mußte. Und doch habe ich auch eine Sammlung, vielleicht die einzigste in ihrer Art. Ich will sie Ihnen zeigen." Er zog bei diesen Worten einen schwarz polirten Kasten hinter einer Reihe von Büchern hervor und öffnete ihn. Der Kasten war mit kleinen Packeten von Briefen angefüllt, jedes Packet war mit einem seidenen Bändchen zusammen gebunden. „Autographen," rief ich aus. „Allerdings", erwiederte Steinhaus lächelnd, „allerdings sind es

Autographen, aber nicht von berühmten Männern und Frauen. Schwerlich möchte ein Autographensammler von Fach für meine Handschriften auch nur einen mäßigen Preis zahlen. Und doch ist in einem einzigen dieser Päckchen mehr wirklicher Inhalt, als in allen den Sammlungen von Handschriften, die mit großen Kosten zusammengebracht werden." — „Und was enthalten diese Päckchen," fragte ich. — Steinhaus schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „wenn Sie den Himmel betrachten mit seinen zahllosen Sternenheeren, so bekommen Sie eine Ahnung von der ungeheuern Größe der Welt, die Sie nicht begreifen können, Sie bekommen diese Ahnung, indem Sie einsehen daß unsere Erde nur ein Sandkorn in der gewaltigen Schöpfung ist. Und durchwandern Sie die Erde, sehen Sie die himmelanstrebenden Berge der Schweiz, die unermeßliche Wassermenge des Meeres, die Gewalt der Elemente, so kommt Ihnen doch diese Erde so groß vor im Vergleich zu den winzigen Menschen. Und lassen Sie die Jahrtausende der Geschichte vor Ihrem Blicke vorübergehen, sehen Sie wie Völker entstehen und verschwinden, wie Generationen spurlos in der Zeit vergehen, so kommt Ihnen der einzelne Mensch so klein, so gering vor, diesen unendlichen Massen gegenüber." Steinhaus schwieg bei diesen Worten und ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Ich kannte seine Art und wartete schweigend, bis er wieder anhub: „Und doch trägt jeder Einzelne die ganze große Welt in sich, insofern er sie begreift, und jeder Einzelne, den spurlos die Zeit in der Masse zertreten, war in der Masse ein

Wesen für sich, hatte eine Geschichte für sich, lebte ein Leben für sich. Die Weltgeschichte bekümmert sich nicht um den Einzelnen, sie kennt nur Völkergeschicke, nur diese zeichnet sie in ihre Jahrbücher auf. Der Einzelne trägt sein Loos in still verschwiegener Brust und der große Strom der Lethe, das Grab birgt es zuletzt in seinem Schooße." Wiederum machte der alte Herr eine Pause; mir schien, als kämpfe er eine wehmüthige Bewegung nieder. Endlich fuhr er fort: „Sie wissen wie gern ich mich in der Betrachtung der Größe der Welt ergehe. Sie wissen wie gern ich die Geschichte der Völker und deren durch Jahrhunderte fort gewebte Fäden bespreche. Und doch verschließe ich mich nicht der Theilnahme an dem Geschicke der Einzelnen, oft ist mir dieses interessanter, als das Wohl und Wehe ganzer Völker.

„Diese Päckchen enthalten nun die Geschichten Einzelner. Eine seltsame Sammlung, werden Sie sagen. Ei nun, sie ist auch nicht bestimmt, in Kabinetten aufbewahrt, unter den Sehenswürdigkeiten einer Stadt aufgeführt zu werden. Sie ist nur für mich bestimmt, und verfällt der Vernichtung, wenn dieser graue Kopf dereinst zur Ruhe gelegt wird."

„Nur für Sie," erwiederte ich, „ich vermuthe einen reichen Schatz in Ihrer Sammlung, wollen Sie denselben nur für sich behalten?" Der Alte sah mich lange durchdringend an, dann entgegnete er: „bis jetzt war diese Sammlung nur für mich, denn ich liebe es nicht Erinnerungen, die mir lieb und werth sind, aus dem verschwiegenen Winkel meines Innern herauszulassen, es sei denn, ich weiß vor wem

ich es thun kann. Sie habe ich lieb gewonnen. Sie haben ein empfängliches Gemüth, und wenn Sie wünschen —" „ob ich wünsche," fiel ich hastig ein, „ich brenne darauf." — Der Alte nahm ohne Wahl ein Packet aus dem Kasten, reichte es mir und sagte: „da lesen Sie." — Unsere Unterhaltung war für diesen Abend zu Ende. Ich eilte nach Hause und öffnete mein Päckchen. Eine Reihe von Briefen, von reinlicher, aber etwas unleserlicher Handschrift lag vor mir. Ich las und las die ganze Nacht hindurch. Wer Theilnahme hat an dem Geschicke des Einzelnen, versuche es diese Briefe auch zu lesen. Spannende Verwicklung ist nicht zu finden, es ist eben nur die einfache Geschichte eines menschlichen Herzens, ohne große Schicksale, ohne erschütternde Begebenheiten.

M . . . Sept.

Mein holdes Mädchen!

Getrennt von Dir! Ausgedacht habe ich mir den Gedanken schon lange vorher, ehe ich von Dir schied, in die Wirklichkeit muß ich mich erst finden. Seit beinahe zwei Jahren ist kein Tag vergangen, an dem ich Dich nicht gesehen, kein Tag, an welchem ich nicht des Morgens überlegte: heute sprichst du sie dann und dann, kein Tag, an welchem ich nicht Abends mir noch einmal die süßen Stunden vor das Gedächtniß rief, in denen ich bei Dir saß und mit dieser Erinnerung nach und nach in die Arme des Schlafes sank. Und nun sitze ich hier, sechzig Meilen von Dir entfernt, einsam, allein. Mir war vorhin zu Muthe, als müßte ich aufspringen, meinen Hut nehmen und zu Dir eilen — als mir erst einfiel daß das nicht möglich sei und daß Wochen und Monden vergehen werden, ehe ich Dein liebes Auge wieder sehen, Deine süße Stimme wieder hören, Dein weißes Händchen an meine Lippen drücken kann.

Mir ist die Brust zusammengeschnürt, unwillkürlich macht sie sich mit einem tiefen Seufzer Luft. Bist Du wirklich nicht mehr bei mir, meine Puppe? Muß ich lange, einsame Tage zählen, einen nach dem andern, ehe ich Dich wiedersehe! Ach, es ist so! Fast schäme ich mich dieser Klage. Sie ist unmännlich! Aber ich streiche sie doch nicht wieder weg, ich mag Dir keine Empfindung verbergen, selbst wenn ich mich ihrer schämen müßte. Schon dieses Verbergen dünkt mich eine Falschheit gegen Dich — es darf in mir kein Gedanke sein, den ich Dir absichtlich verschwiege. Ich sage mir ja selbst: diese Trennung ist vorübergehend, und sie führt Dich zu einer dauernden Vereinigung. Ja ich will Dir gestehen, mein Mädchen, mein Verstand hat mir schon zugeflüstert: diese Trennung ist der Prüfstein eurer Liebe. Erkaltet diese nicht, wenn das feste Band der Gewohnheit, des täglichen Sehens gelockert ist, so hat sie sich bewährt — und dann ist sie fest genug, um euer Lebensglück auf sie bauen zu können. Was sagst Du zu diesem verständigen Gedanken des Verstandes? Ach, Puppe, mir erscheint er frevelhaft — allein der Verstand liebt ja nicht, man muß es ihm vergeben. Nicht wahr, Theodora, Du fühlst das so lebhaft wie ich in diesem Augenblicke: daß unsere Liebe je aufhören könnte ist unmöglich.

Aufhören! Es könnte je aufhören, daß Du mein erster Gedanke beim Erwachen, daß Dein Bild mich den ganzen Tag umschwebt, und oft genug meine Arbeit unterbricht, indem es meine Gedanken bei Seite schiebt und sich vordrängt,

als wollte es sagen: ei, ich will auch einmal angesehen sein! Aufhören das selige Gefühl nicht allein zu stehen, jemand zu haben, für den man lebt! Es muß entsetzlich sein nur für sich zu leben! Und das Gefühl geliebt zu sein! Aufhören! Wenn das Fühlen überhaupt aufhört, dann mag es sein! Sonst nicht! Ist es Dir nicht auch so, meine Theodora?

Doch für jetzt genug! Zu einem ordentlichen Briefe habe ich keine Ruhe. Ob ich Dir jemals ordentliche, verständige Briefe werde schreiben können, weiß ich nicht, fast zweifle ich daran. Diese Zeilen sind kein Brief, sollen auch keiner sein. Sie sollen Dir blos meine Ankunft anzeigen, und sollen Dir meine Grüße bringen weit über die Flüsse, Berge und Thäler hin, die zwischen uns liegen. Ich will jetzt gleich die Besuche machen, die nöthig sind und so rasch als möglich meine Arbeit, meine Aufgabe beginnen. Ist sie vollendet, dann wirst Du ja mein Weib. Und jede Stunde, die ich zögere, verzögere ich ja mein Glück. Also lebe wohl! Denke an mich. Schreibe! Tausend, tausend Grüße meinem süßen Mädchen, meiner holden Theodora!

M . . . Sept.

Meine geliebte Theodora!

Den ersten Brief von Dir! Ich glaubte, ich würde ihn hastig erbrechen und seinen Inhalt verschlingen — doch es kam anders. Als der Postbote das Zimmer verlassen hatte, hielt ich den Brief in der Hand — und sah mir die

liebe Handschrift an, und dachte mir ganz Dich aus, wie Du da sitzest und meinen Namen auf das Couvert schreibst; ich drückte den Brief an meine Lippen. Deine Hand hatte ja darauf geruht. Mein liebes, liebes Mädchen, was hat Dein Brief mich gefreut, gerührt, befriedigt, aufgeregt — Alles, Alles zusammen. Du schreibst mir: kostlos habest Du in Deiner Sophaecke gesessen, und eine Thräne nach der andern sei Dir still die Wangen herabgelaufen — und als Dein Mädchen Dir den Kaffee gebracht, Dich gesehen und dabei geweint habe, seist Du in lautes Schluchzen ausgebrochen — mein himmlisches Mädchen, so weh hat Dir der Abschied von mir gethan? Ja, ja, Du liebst mich, Theodora! Wenn ich auch oft geklagt habe, Du seiest kalt gegen mich — Thor, der ich war, der ich Deine mädchenhafte Zurückhaltung für Kälte nahm! Du liebst mich doch, mein süßes Mädchen — und ich will Dich wieder lieben mein ganzes Leben lang — und will Dir vergelten Deine schöne, schöne Liebe. Den Stein will ich aus dem Wege schaffen, an den Dein Fuß sich stoßen könnte, und jede Unannehmlichkeit des Lebens fern von Dir halten. Meine Liebe soll nichts sein als treue Sorge für Dich — Dein Glück zu machen soll mein Glück sein.

Du sollst das Vögelchen sein, das ich hegen und pflegen will, das an meiner Brust den sichern Port des Lebens findet, das nicht mehr in der feindlichen Welt allein umherflattert, jeder Anfechtung preisgegeben, sondern für seine Freiheit das Glück eingetauscht geliebt zu sein!

Freiheit, Freiheit! Wie oft habe ich das Wort hören

müſſen — es liegt kein Sinn darin. Ich will nicht frei ſein, ich will Dir angehören, will Dein ſein, ganz Dein, ich will keinen Gedanken der Seele haben, der Dir nicht gehört! Was wäre ich, wäre ich frei? Man iſt recht kalt, wenn man frei iſt — und, Theodora, die Ueberzeugung ſteht in mir feſt, man wird erſt zum Menſchen, wenn man liebt. Ich war immer ein ehrlicher Kerl, auch als ich nicht liebte, ich that niemandem wehe und erfüllte alle meine Pflichten — ich handelte wohl gut. Aber erſt ſeit ich liebe fühle ich auch gut. Alles Starre, Harte aus meinem Denken und Urtheilen iſt verſchwunden — ich bin mild geworden, ſeit ich liebe — und wo ich ſonſt bei den Menſchen Bosheit und Tücke fand, finde ich jetzt nur Schwäche — wo ich ſonſt verdammte, ſchonungslos den Stab brach, urtheile ich jetzt mild und verſöhnend. Das Alles thut die Liebe. Was möchte die Welt ohne die Liebe ſein? Nicht der Verſtand, nicht der Geiſt iſt es, die dem Menſchen den erſten Platz in der Schöpfung anweiſen, die Liebe, die Liebe iſt es.

Ob alle Menſchen der echten, warmen Liebe fähig ſind, wie ſie in meinem Herzen glüht, wie ich ſie in Deinen Augen leſe? Ich weiß es nicht, und ſehe ich, wie elend Andere ſich von Habſucht, Ehrgeiz und andern Dingen leiten laſſen, ſo möchte ich es bezweifeln. Und darum werfe ich mein Auge gerührt nach oben und Dank erfüllt mich, daß ich lieben, daß ich ſo lieben kann. Und mehr noch, daß ich Dich fand, und daß Du meine Liebe verſtehſt! Theodora — das heißt die Gottgegebene! Das biſt Du mir, Dein Name bezeichnet

Dich ganz, Theodora, meine Theodora. Oft stehe ich still sinnend und spreche Deinen Namen für mich aus, Theodora, Theodora — das ist Musik, mehr als Musik für mich.

Lebe wohl. Und wenn es unsichtbare Fäden gibt, die zwischen zwei Menschen über die Ferne hinwegreichen, so muß Dir in diesem Augenblicke wohl, sehr wohl zu Muthe sein, denn die ganze Gluth meiner innigen, heißen Liebe umlodert Dich und muß Dein Herz erwärmen.

M . . ., Sept.

Guten Morgen, mein süßes Vögelchen. Kann ich meinen Tag besser beginnen, als indem ich Dich grüße? Mein erster Gedanke gehört ja doch Dir, so soll es auch mein erstes Thun! Und den Namen Vögelchen sollst Du behalten. Er ist kindisch, wirst Du sagen. Laß doch! Ich hatte mich so viel mit Gedanken von Würde, Männlichkeit, von ernster Haltung und dergleichen angefüllt, ehe ich Dich sah — und seitdem ich Dich liebe, kommt mir Alles das so lächerlich vor. Warum nennt man die Kinder kindisch? Weil sie noch keine Form kennen und sich ungezwungen ihren Eingebungen überlassen. Ist es mit mir denn anders? Alles was ich denke und fühle stammt aus der einen Eingebung, der ich mich ruhig überlasse, aus meiner Liebe — so will ich eben nicht anders sein, als ich bin, ich will nicht in Formen den frischen, fröhlichen Wuchs meines Innern ersticken — und spielend oder ernst, tändelnd oder tieffühlend, wehmüthig oder hell

aufjauchzend, je nachdem meine Stimmung ist, will ich ihr freien Lauf lassen. Ist das kindisch, mag es sein! Glücklich sind die Kinder! Und weil ich mich glücklich fühle, fühle ich mich ein Kind. Und so sollst Du mein Vögelchen sein, mein süßes, kleines Vögelchen, und an diesen Namen will ich alle die süße Tändelei knüpfen, mit der Kinder das schmücken, was sie lieben. Ach könnte ich Dich schmücken! Wenn ich mir Reichthum wünschte, wäre es nur, um Dir Alles zu Füßen zu legen, was die Erde Wünschenswerthes bietet. Und doch, dann wärst Du auch nicht glücklich! Uebersättigung müßte Dich befallen. Lieber möchte ich ein Dichter sein und Lieder singen von Dir und nur von Dir und die Welt sollte sie lesen und singen die herrlichen Lieder von meiner Theodora!

Du schreibst mir einen sehr verständigen Brief und zankst mich aus, daß ich Dir noch nichts über mein Thun und Treiben gemeldet. Ich küsse Deine strafende Hand und werde mich bessern. Also was ich thue und treibe willst Du wissen. Ich denke an Dich, ich fühle für Dich, ich seufze zuweilen Theodora, da hast Du was ich thue und treibe. Nebenbei muß ich allerdings auch noch Anderes thun. Also höre. Du weißt ja, daß der Verwaltungsrath der Actionäre alle meine Pläne gebilligt, genehmigt hat. Gestern ist durch Siegel und Unterschrift Alles in Ordnung gebracht. Ich bin nun an die Spitze des großen Unternehmens gestellt — meine, unsre Zukunft ist gesichert. Meine äußere Stellung wird mehr als genügend sein, ich mag nicht sagen glänzend — aber mein süßes Vögelchen soll die Annehmlichkeiten des

Lebens alle zu kosten bekommen — und keine, hörst Du, keine Sorge darf Dein Leben trüben. Und auch in dieser Beziehung bin ich glücklich. Ich werde ein großes, schönes Unternehmen leiten, die Schätze der Erde sollen durch meine Maschinen aus ihrer dunkeln Behausung gefördert und in tausendfache Form verarbeitet in die Welt geführt werden, um überall Nutzen zu verbreiten. Hunderte und aber Hunderte von Menschen werden mir ihr Brod verdanken, meine Pläne, meine Kenntnisse, meine Arbeiten werden die Hebel sein, die Großes, Nützliches, Segensreiches schaffen. Was mich der Gedanke erhebt. Wirken werde ich, schaffen! Mich befällt im Augenblicke eine entsetzliche Angst. Ist das nicht des Glückes zuviel? Wirken soll ich können für Hunderte — und das Glück bauen einem geliebten Weibe? Es ist zu viel für einen Einzelnen — das Schicksal ist neidisch, es gönnt einem Einzelnen so Vieles nicht. Ein bitteres Weh durchzieht meine Brust! Wenn es mir Eines nähme! Meinen schönen Beruf — oder meine Liebe! Theodora, schreibe mir ein Wort, sage mir, daß ich Deine Liebe nie verlieren kann — es wird mich beruhigen. Ich kann nicht mehr schreiben, meine Phantasie martert mich mit dem Gedanken: ich könnte Dich verlieren — ich muß gehen — und ruhiger werden.

Später.

Da sitze ich wieder und schreibe weiter. Ruhiger bin ich geworden, aber eine Furcht ist in mir entstanden, die mich nicht

wieder verlaſſen wird. Iſt das eine Ahnung? Dich verlieren, Theodora? Wie ſchal und öde liegt die Welt vor mir, denke ich mir ſie ohne Dich! Ohne Dich! Ohne Dich iſt Alles um mich ein reines Nichts! Vergib, ich kann nicht weiter ſchreiben — der Gedanke hat alle meine Heiterkeit vernichtet — ich vermag ſie nicht wieder zu gewinnen. Mögen dieſe Zeilen mit dieſem Miſton ſchließen, ich kann nicht anders. Du erwarteſt einen Brief, und ich will Dich nicht warten laſſen. Lebe wohl, mein Herz, meine Seele, mein Leben, mein Ein und Alles — ich grüße Dich tauſend Mal.

M . . . Sept.

Guten Morgen, mein Vögelchen. Dein Brief hat mir recht wohl gethan. Ich leſe keine Verſicherungen, keine Verſprechungen, Du ergehſt Dich nicht im Ausmalen von heißen Empfindungen, in Deiner einfachen, harmloſen Weiſe berichteſt Du mir was Du gethan, die kleinen Vorkommniſſe Deines Lebens, Du fragſt mich um Rath über Deine kleinen Geldangelegenheiten — Alles das iſt ſo klar, ſo ruhig, daß es mir wohlthut. Und mir war es recht nöthig daß mir von außen her wohlgethan ward. Der Miſton, mit dem ich meinen letzten Brief abbrach, iſt noch nicht verhallt — und immer und immer wieder überfällt mich die Furcht. Ich denke ſogar Du könnteſt mir untreu werden. Du ſchüttelſt Dein Köpfchen, indem Du dieſes lieſeſt — vielleicht legſt Du unwillig den Brief bei Seite — ach, Theodora, es iſt oft vor-

gekommen und wird noch oft vorkommen. Was könntest Du am Ende dafür? Wenn sich eine Leidenschaft Deiner bemächtigte, was hättest Du für Schuld? Das Herz täuscht sich oft selbst. Du würdest Dir sagen: ich glaubte ihn zu lieben — ich habe mich geirrt! Ich wähnte er sei der Mann meines Herzens, ich habe mich geirrt. Das Alles könnte doch sein, könnte doch kommen. Was dann? Vielleicht würdest Du mir Wort halten und mein Weib werden mit dem Bilde eines Andern im Herzen. Entsetzlich! Nein, nein, das nicht! Versprich mir Eines. Betrüge mich nicht. Sage es mir offen, wenn dieser Fall eintreten würde — aber betrüge mich nicht! Ich will zurückstehen, ich will mich selbst für Dein Glück opfern, und will das arme Herz still verbluten lassen, in dem Dein Bild sich unvergänglich eingegraben — nur sei offen gegen mich. Du kannst einen Andern finden, der jünger ist, hübscher, reicher als ich — der tausend Vorzüge vor mir hat — aber in Einem weiche ich Keinem. So lieben wie ich, Theodora, wird Dich niemand wieder. Das fühle ich, das weiß ich. Versprich mir, Theodora, sei immer offen gegen mich. Das habe ich um Dich verdient. Vergebens versuche ich es, ich kann aus meiner Stimmung nicht heraus kommen. Ich will Dir Thatsächliches berichten, das geht eher. Die großen Fabrikgebäude wachsen mit Macht empor. Eine rege Thätigkeit herrscht auf dem Bauplatze. Hunderte von Menschen strengen ihre Kräfte an — und täglich kann man die Fortschritte sehen. Große Maschinentheile sind angefahren und liegen zerstreut in Schuppen oder auch im Freien.

Mit nächster Woche beginne ich die Maschinen aufstellen zu lassen. In sechs Monaten denke ich, können wir den Betrieb beginnen. Ich habe viel zu thun, anzuordnen, zu rechnen, Pläne durchzusehen und selbst zu entwerfen. Die Thätigkeit ist mir wohlthuend. Abgesehen davon, daß man nur dann mit sich recht zufrieden ist, wenn man arbeitet, könnte ich auch nicht ertragen Dich zu entbehren, wenn meine Gedanken nicht auf Stunden auf Anderes gelenkt würden. Ich dachte mir es leichter von Dir entfernt zu sein, mein holdes Mädchen, als ich es in der Wirklichkeit finde. Ist es Dir auch so? Sehnst Du Dich auch nach Deinem Freunde? Schreibe mir darüber! Leb wohl für heute, mein geliebtes Kind, mein süßes Vögelchen!

M . . . Sept.

Guten Morgen, mein Mädchen! Es ist Sonntag heute, das Gewühl auf dem Bauplatze ist verstummt und habe ich auch zu arbeiten, so kann ich doch in meinem Zimmer bleiben und eine Stunde länger Dir widmen. Mir fiel heute Morgen ein wie und wo ich Dich zum ersten Male sah und wie ich Dich nach und nach gewann. Alle diese Bilder zogen vor meinem Gedächtniß vorüber. Besinnst Du Dich auch noch, Theodora? Ich traf Dich auf dem Dorfe, eine Stunde von der Stadt, wohin Du mit befreundeter Familie zu gehen pflegtest, die ich auch kannte. Ich schloß mich euch an, ich reichte Dir den Arm, um Dich nach Hause zu führen. Es

war spät Abends. Du fragtest mich nach den Sternen. Ich erklärte Dir ihre Bahnen. Still wandeltest Du an meiner Seite und lauschtest meinen Worten. Die Größe der Welt erfüllte ganz mein Inneres. Wie meine Art ist, ich sprach viel, ich sprach warm. Keine Sylbe der Erwiederung kam aus Deinem Munde — aber zuweilen sahst Du mich an — und ich fühlte daß meine Worte in Deinem Innern wiederklangen. Wir standen an Deinem Hause, ehe ich es dachte — Du reichtest mir die Hand und mit leisem Drucke schied ich von Dir. Mein erster Gedanke am andern Morgen warst Du. Ich fragte nach Dir. Man war Deines Lobes voll. Du lebtest still und einsam, Du gabst Unterricht und warst selbständig. Ich brachte den Gedanken an Dich nicht mehr aus dem Sinne. Unwillkürlich wandte ich jeden Abend meinen Schritt nach jenem Dorfe — aber erst nach acht Tagen traf ich Dich wieder. Du begrüßtest mich wie einen alten Bekannten. Und von da an traf ich Dich öfter, und öfter lag Deine kleine Hand in meinem Arme, und von Tage zu Tage wardst Du mir lieber. Nicht wie ein Blitzstrahl kam die Liebe über mich, nach und nach schlich sie sich bei mir ein, um fester und fester Wurzel zu schlagen. Ja, recht feste Wurzel hat sie geschlagen — ich fühle wie sie jede Faser meines Herzens umrankt und sich festklammert — und täglich neue Bluthen treibt. Wer sie herausreißen wollte, er müßte das Herz mit zerreißen. Und dann gedenke ich jenes Abends, wo ich von Dir Abschied nahm und sagte: „Theodora, ich liebe Dich.“ Du schlugst die Augen nieder, es war mir einen Augenblick

als neigtest Du Dich mir freundlich entgegen, doch ehe ich mich besinnen konnte, warst Du verschwunden. Du hattest nichts erwiedert und ich schrieb den andern Tag in mein Taschenbuch:

„Sie hat zwei gefährliche Augen,
Die tief, dunkelblau'n —
Sie weiß sie trefflich zu brauchen
Dir tief in das Herz zu schau'n.
Und hat sie geschaut Dir in's Herze,
Dann wendet sie den Blick,
Sie that es nur zum Scherze,
Doch Dir bleibt's tief zurück."

Hattest Du es nur zum Scherze gethan, Theodora? Du wußtest es wol selbst nicht. Aber daß ich Dich liebte wußtest Du auch ohne meine Worte, Du blauäugiger Spitzbube — und darum antwortetest Du nicht, weil Du dachtest: warum sagt er erst noch, was ich doch schon weiß.

Und wieder war ein Abend, als ich mit Dir in einer einsamen Ecke des Gartens stand — ich legte leise meinen Arm um Dich und hob Dir schweigend den Kopf empor — und ein Blick — ein Blick, den ich nie vergessen werde, der mir noch auf dem Todbette gegenwärtig sein wird, traf mich aus Deinem Auge — erschrocken ließ ich Dich los und sagte: „mein Gott, Theodora, Du liebst mich ja auch." Und Du bargst Dein Köpfchen an meiner Brust und ich stand lange so — und konnte nicht sprechen.

Man sagt daß großer Schmerz den Menschen der Sprache beraube, die größte Wonne thut es auch. Ich hätte

nicht sprechen können in jenem Augenblicke, denn Worte sind zu arm um solche Gefühle zu bezeichnen.

Und wieder saßen wir in jenem Garten und ich sprach lange mit Dir von meiner Liebe, von der Liebe überhaupt — und Du duldetest still, daß ich meinen Arm leise um Deinen Leib legte und ließest still Deine Hand in der meinen ruhen — und höher und höher schwoll mir das Herz, als es sich immer mehr füllte von dem Gefühl der heißesten unvergänglichsten Liebe — und meine Worte strömten, wie meine Art, in voller Wärme — da schlangst Du plötzlich Deinen Arm um meinen Nacken und drücktest einen Kuß auf meine Stirn, und eiltest mit hastigem Schritt von dannen. Ich sah Dir nach, ich rief leise Theodora, und blieb dann sitzen in einem Gefühle der Wonne, das sich nur erleben, das sich nie mit Worten beschreiben läßt. Das war das eigentliche Siegel unseres Bundes. Weißt Du noch, mein Vögelchen, wie ich den andern Tag hinging und Dir ein einfaches Armband kaufte zum Andenken an diesen Tag und wie Du zürnend es zurückwiesest. Du hattest Recht, ich auch. Du wiesest ein Geschenk zurück — und ich hatte ja an ein Geschenk nicht gedacht, mir war es Bedürfniß dieser Stunde ein Erinnerungszeichen zu geben — und das sollte das Armband sein. — So nach und nach kamen wir uns näher. Nicht die Gewalt einer plötzlichen Leidenschaft warf uns einander in die Arme, — wie Romeo und Julie — allmälig näherten sich unsere Herzen und flochten ihre Blüthen ineinander. Und weißt Du noch, mein Mädchen, wie ich eifersüchtig wurde? Du hattest mit

einem jungen Manne zu verhandeln — waren es nicht geheime Angelegenheiten einer Freundin? So hast Du mir wenigstens angedeutet.

Du sagtest mir offen daß Du einen jungen Mann sprechen müßtest, wolltest, verschwiegst mir aber den Zusammenhang. Es mochte wol nicht Dein Geheimniß sein. Und die Flamme der Eifersucht schlug in mir empor — wie liegt doch die herbste Qual dicht neben dem seligsten Gefühle. Doch Du forderteſt Vertrauen — und ich mußte vertrauen! Und als ich eines Tages Dich fragte ob ich Dich den Abend nicht sehen könnte, erwiderteſt Du: Du habeſt eine Zusammenkunft mit ihm. „Ein Stelldichein," fuhr mir heraus. Du schwiegſt und sahſt mich an. Ich biß die Zähne aufeinander und fragte wann es statt fände. Endlich versprachſt Du um sieben Uhr zu Hause zu sein. Ich sagte ich würde an Deinem Fenster vorübergehen, Du möchteſt Dich mir zeigen. Das würde mich beruhigen meinte ich. Kaum hob der Hammer den ersten Schlag der siebenten Stunde, als ich an Deinem Hause vorüberging — Du standeſt am Fenster, Du lächelteſt, und winkteſt mir hineinzukommen. Es war das erste Mal, daß ich Dein Haus betrat. Ich stürzte hinauf in Dein Zimmer — und mit einem Lächeln, das ich nie vergeſſen werde, sagteſt Du: „sehen Sie, jetzt habe ich doch ein Stelldichein — aber mit Ihnen." Ich stürzte Dir zu Füßen, ich umschlang Deine Knie — so muß dem Verbrecher auf dem Richtplatz zu Muthe sein, dem Gnade angekündigt wird!

Theodora, Theodora, Du mein Ein und Alles — warum

ist denn die Sprache so arm, warum hat sie keine Worte für die Seligkeit, die in eines Menschen Brust wohnen kann. Meine Theodora, *meine* — das ist das einzige Wort, das annähernd ausdrückt, was sich eben nicht sagen läßt. So war mir Dein Haus geöffnet, Du empfingst meine Besuche. Du standest mir schon so nahe — und doch hieltest Du mich immer noch in der Ferne. Du duldetest daß ich Dich Du nannte, allein Du erwiedertest es nicht. Wie oft habe ich Dich vergeblich gebeten um das Du, wie oft sagte ich Dir beim Weggehen: sage mir nur zum Abschied: „schlaf wohl" — Du drücktest mir die Hand, Du neigtest Deine Stirn mir zum Kusse, — und nach langem Zögern flüstertest Du doch: „schlafen Sie wohl!" Mag es schön sein, wenn Julia im Augenblick das liebende Weib wird, aber unendlich schöner ist die bange Jungfräulichkeit, die vor dem Berühren der Fingerspitze zurückbebt — und zusammenschauert vor der leisesten Vertraulichkeit. Habe ich Dich nicht erst kurz vor unserm Abschied dahin gebracht, mir dann und wann das traute Du zuzuflüstern? Und als ich beim Abschied, unfähig mich zu beherrschen, Dich an meine Brust zog, Dich fest an mich drückte und zum ersten Male Deinen Mund mit heißen Küssen bedeckte, — nie werde ich den Blick vergessen, mit dem Du mich schamhaft erröthend, bittend — und doch zu schwach zu versagen anschautest, nie den Ton, mit dem Du leise flüsternd sagtest: „was thun Sie mit mir!" Erst der Abschied gab mir den Muth Dich in meine Arme zu

reißen — und das Andenken an diesen Augenblick werde ich niemals vergessen!

So, Theodora, bist Du mein geworden! Selige Zeit. Von jenem Abend an durfte ich Dich besuchen. Selige Zeit. Ich saß bei Dir. Ich erzählte Dir von meiner Vergangenheit, von meinen Kämpfen und Mühen, ich sprach Dir von der Zukunft und meinen Plänen, die sich jetzt so herrlich erfüllen, ich las Dir unsere Dichter vor, während Du Deine Stickerei machtest — Du legtest Deine Arbeit weg, ich nahm den Globus und den Atlas und erzählte Dir vom Laufe der Gestirne, vom Bau der Erde, ich führte Dich zurück in die Vergangenheit des Menschengeschlechtes und ließ die großen Bilder der Geschichte vor Dir vorüberziehen —! Selige Zeit! Süße, kleine Vertraulichkeiten! Weißt Du noch wie Du zum ersten Male mir eine Cigarre abbissest und mit einigen Zügen anrauchtest — ich habe sie noch, die Deine süßen Lippen berührten. Selige Zeit! Du setztest Dich an Dein Clavier und spieltest mir Beethoven's Sonaten vor — ich hörte mit unendlicher Freude die herrliche Musik, aber zuweilen warf ich doch einen Blick auf das Clavier, auf Deine kleinen, weißen, schmalen Hände, die die Saiten so trefflich bemeisterten, obschon sie kaum eine Octave greifen konnten. Selige Zeit. Du lerntest Schach und spieltest mit mir. Weißt Du noch wie schwer es Dir fiel den Gang des Springers zu begreifen, und wie Du bittend sagtest: „Sie müssen Geduld mit mir haben, ich bin ja ein Frauenzimmer." Mein süßes, süßes Mädchen mein holdes Vögelchen, Du hast mir schöne, schöne

Stunden gegeben. Selige Zeit. Ich kann Dich nicht ermessen in der Erinnerung! Wann die neunte Stunde heran kam und Dein Blick öfter und öfter auf die Uhr fiel — und Du endlich sagtest: „Sie müssen fort“ — und wenn ich vergeblich bat: „noch ein Viertelstündchen.“ Wenn ich dann vor Dir stand, Abschied nehmend, wenn ich lange Deine Hand hielt und Du mir dann und wann — ach es war selten genug — die Stirn zu küssen erlaubtest und immer und immer nur „schlafen Sie wohl!“ über Deine Lippen kam! Selige Zeit! O Theodora, wie versündigen sich die Menschen, die die Erde ein Jammerthal nennen. Sie ist voll unendlichen Glückes — das Dankgefühl, das meine Brust durchströmt, ist die echte und wahre Frömmigkeit. Frevel, schändlicher Frevel zu glauben: er habe die Menschen zum Elend geschaffen. Schön schuf er seine Erde und gab dem Menschen ein Herz diese Schönheit zu fühlen, zu begreifen! Frevel, Frevel einen finstern Richter in dem zu erblicken, der so unendliches Glück geschaffen!

Ich mag nicht mehr schreiben. Mir ist das Herz zu voll, die Hand folgt nicht mehr meinen Gedanken. Hinaus will ich, ein schöner Herbsttag lächelt draußen, umherlaufen will ich in dem buntgefärbten Walde — und an Dich denken, mein holdes Mädchen, nein, nicht denken, Dich fühlen will ich — fühlen, nur fühlen. Tausend, tausend Grüße meiner Theodora — meinem süßen, süßen Kinde!

M ... Octbr.

Mein geliebtes Mädchen!

Besten Gruß zuvor. Was schiltst Du mich aus über meinen letzten Brief? Du wärst erröthet bei diesen Erinnerungen schreibst Du? Wahrlich, mein Vögelchen, Du hast nicht Ursache zu erröthen. Dein Herz ward Dir nicht gegeben, um es zu behalten — Du sollst es verschenken und durch dieses Geschenk einen Glücklichen machen. Indem Du es thatest, indem Du es mir schenktest, thatest Du nur, was Du solltest und mußtest. Ja wohl, mußtest. Hingebung ist die Tugend des Weibes, nicht kaltes Versagen. Du thatest was Dein Herz Dich hieß — und damit thatest Du recht. Du willst mir einst angehören als mein treues Weib — und willst es, weil Du mich liebst. Das ist die Bestimmung — und die Tugend des Weibes. Ich bemitleide die Frauen, die einem Manne angehören aus andern Gründen, — glücklich können sie nicht sein. Du bist erröthet? Ueber was? Daß Du nicht stark genug warst, meine Abschiedsküsse zurückzuweisen. Wärest Du stark genug gewesen, dann müßtest Du erröthen. Daß ich Dir mühsam nach und nach hier und da ein trauliches Du abgerungen? Ach, mein holdes Kind, wie Du die Augen niederschlugst bei dieser ersten Vertraulichkeit, wie Du den ganzen Abend, selbst beim Abschiede mich nicht wieder ansehen konntest — sieh, das hat sich fest und fest bei mir eingegraben. Wäre ich ein Dichter — ich schriebe ein Buch über Deine niedergeschlagenen Augen! Sieh, mein

Mädchen, wir Männer sind Schelme, jeder ist einer, mehr oder weniger! Wir müssen die Liebe der Mädchen erringen — wir müssen sie erkämpfen — und jedes süße Erröthen bezeichnet uns einen Sieg! Und so bin ich auch ein Schelm und freue mich Dich zum Augenniederschlagen gebracht zu haben! Erröthen! Heiliger Gott, wenn Du erröthen willst — was sollen Andere — doch still, still — ja, ja, erröthe nur, immer zu — erröthe noch nach Jahren, wenn Du längst mein Weib bist — es ist das Schönste, was ein Weib hat, das Erröthen! Und ich möchte nicht daß Du es je verlerntest. Uebrigens, Du blauäugiger Schelm, ist es am Ende mit Deinem Schelten nicht so ernst gemeint gewesen! Du schreibst mir, Du habest meinen Brief gel . . . Hast Du das vor oder nach dem Lesen gethan? Ich sehe Dich im Geiste bei dieser Frage wieder erröthen — und sagen: „pfui, das ist ein häßlicher Mensch! Er sieht einem bis in's Herz hinein!“ Ja, Theodora, das thue ich, ich durchschaue Dich ganz! Ich kenne Deine Gedanken ehe Du sie denkest. Es war nicht leicht Dich so kennen zu lernen. Du bist — soll ich sagen — verschlossen? Nein, das ist nicht das rechte Wort. Scheu bist Du. Du verschließest Deine Gefühle und Gedanken mit ängstlicher Sorge — und nur mit Mühe ist es mir gelungen Dein Inneres zu erforschen. Wie oft habe ich über Deine Kälte geklagt — wie oft habe ich Dir Mangel an Liebe vorgeworfen. Und doch that ich Dir Unrecht. Du findest eben die Form nicht, das Wort nicht. Du birgst lieber in Deiner wogenden Brust was Dich bewegt, als daß Du es Preis

gäbeſt einem Mißverſtändniſſe. Aber ich durchſchaue Dich. Und darum biſt Du mein, ganz mein, denn nicht nur Dein Herz gehört mir, auch Deine ganze Seele. Darum biſt Du mein, darum kannſt Du nie einem Andern angehören, denn Deine Seele gehört mir — nie erhältſt Du ſie wieder, und für jeden Andern wärſt Du ſeelenlos.

Deine Briefe machen mir unendliche Freude. Ein Anderer würde ſie kalt nennen. Selten eine Verſicherung, ſelten ein Wort der Liebe. Und doch liegt in der Harmloſigkeit, womit Du mir Alles berichteſt, was Dir eben begegnet, das größte Vertrauen — und das iſt die Liebe. Ich will Deine Verſicherungen nicht — ich mag keine Schwüre und Betheuerungen — die werden gebrochen. Ich las in Deinem Auge — und was da geſchrieben ſtand, das wirſt Du nicht brechen. Du warſt in Geſellſchaft bei J... Man hat Dir den Hof gemacht. Du ſchreibſt, ich hätte Dir erlaubt Dir ein wenig den Hof machen zu laſſen. Thue es, mein Vögelchen. Du ſollſt mir angehören, ganz wie Du biſt, Dein ganzes Selbſt. Aber ſo eigenſüchtig bin ich nicht, daß ich der Geſellſchaft das entziehen möchte, was Du ihr unbeſchadet deſſen geben kannſt, was mir gehören ſoll, Deine freundliche Unterhaltung, Dein Talent. O ja, Theodora, Deine Freundlichkeit iſt bezaubernd. Das Lächeln um Deinen ſüßen Mund kann wohl Herzen gewinnen. Alſo laß Dir den Hof machen, wie es in guter Geſellſchaft Sitte iſt. Aber glaube nicht daß ich nicht eiferſüchtig ſei. Es giebt keine Liebe ohne Eiferſucht. Wenn ich mir denke daß Dein Lächeln nicht Deiner heitern

Stimmung, daß es Deinem Herzen entſprünge — krampfhaft ballt ſich mir das Herz bei dieſem Gedanken zuſammen — doch fort, fort mit dieſem Gedanken, mein Vögelchen kann mich nicht verrathen! Mein Vögelchen! Wie mir der Name ſo lieb geworden iſt. Mein liebes, kleines Vögelchen. Ich werde nicht müde ihn zu ſchreiben. Tauſend Grüße meinem Vögelchen!

M . . ., Octbr.

Schon bald acht Wochen daß ich Dich nicht geſehen habe. Wie lieb iſt es mir daß ich Deine Wohnung ſo genau kenne, mein Gedanke weiß immer wo er Dich ſuchen ſoll. Wie lebendig ſteht Dein Zimmer vor meiner Seele. Da ſteht das Sopha mit dem weißen Ueberzug, auf dem ich ſo oft geſeſſen — dann der kleine Tiſch, an dem Du Deinen Kaffee und Dein Mittagsmahl einzunehmen pflegſt. Ich ſehe im Geiſte vor mir, wie Dein Mädchen Dir die große Taſſe Kaffee bringt — und Du den Zucker hinein wirfſt — weißt Du, ich habe Dir noch einen ganzen Zuckerhut klein geſchlagen — der muß noch lange ausreichen! Ich ſehe Dein rundes Schreibepult im Geiſte vor mir. Du ſchlägſt den Deckel zurück, da liegt Deine Schreibmappe von geprehtem Leder und Dein langes Haushaltungsbuch, worein Du ſorgfältig mit Deiner zierlichen Handſchrift Deine Ausgaben verzeichneſt. Und auf jeder Seite unten ſteht die Summe von meiner Hand angegeben, ich mußte Dir ja immer addiren. Am Fenſter

ſteht der Tritt, darauf der Lehnſtuhl von Rohrgeflecht, Dein kleines Arbeitstiſch[illegible] und darüber im grünen Käfig ſitzt Dein Kanarienvogel. Und Du nimmſt Zucker in den Mund und läßt ſo das Thierchen freſſen, das Dir traulich auf Kopf und Schulter ſitzt. Nebenbei Dein Beſuchzimmer mit dem gelbſeidenen Sopha. Am Fenſterpfeiler ſteht Dein Pianino, darüber die Büſten von Mozart und Beethoven an der Wand — und klein, in Biscuit, Mendelsohn und Bach. An der Wand die Bilder, die Du ſo nach und nach bekamſt und Dir einrahmen ließeſt, und bei jedem neuen ſie immer anders aufhingſt, wie es Dein Gefühl für Symmetrie Dir vorſchrieb. Da hängen in der Mitte die bunten Stücke, wo Kinder ein Neſt ausnehmen und der arme kleine Vogel ängſtlich umherflattert, außer Stande, den Kindern zu wehren, während auf dem Gegenſtücke eine Glucke tapfer ihre Küchlein vertheidigt und die Kinder verjagt. Auch Deine Vaterſtadt in langem, goldenen Rahmen hängt da. Und auch mein ernſtes Geſicht hat ein Plätzchen an der Wand gefunden. Auf dem Spiegelſchränkchen ſteht der Globus, das Schachbret und die hübſchen Seemuſcheln! In der Ecke hängt die ſchwarze Etagère, mit Deiner kleinen Bücherſammlung, auf dem kleinen Tiſchchen die Nippſachen, die Dir alle Freude machten, als ſie neu waren. Und ich ſehe Dich Morgens umherwandeln mit dem Federſtäuber, und Alles abſtäuben und Dich immer verwundern, woher doch der Staub kommt. Auf der andern Seite Deines Wohnzimmers liegt Dein Schlafzimmer. Das kann ich Dir nun allerdings nicht beſchreiben — doch konnte ich

hier und da, wenn das Mädchen durchging, einen flüchtigen Blick hinein werfen — und ſah die weiße Decke mit dem hochrothen Rande über dem Bette hängen, die Du ſelbſt gehäkelt, worüber ich mich manchmal geärgert habe, denn dieſe Arbeit nahm Dich ſo in Anſpruch, daß Du mir nicht aufmerkſam genug ſchienſt, wenn ich Dir von ernſten — oder auch nicht ernſten Dingen ſprach.

So vergegenwärtige ich mir Deine Wohnung, ich ſehe Dich in ihr gehen und ſitzen, in dem grauen Hausjäckchen, das ich ſo gern an Dir ſah, das Deine kleine, zierliche Geſtalt ſo vortheilhaft erſcheinen ließ. Und auch mich ſehe ich bei Dir ſitzen, und Dir zuſchauen, wenn Du mit Deinem Vogel ſchäkerteſt oder mit Deinem kleinen Hunde ſpielteſt — wenn Du mir ſorgfältig den Aſchenbecher für meine Cigarre hinſchobſt und wehmüthig, aber doch geduldig auf die weißen Vorhänge ſchauteſt, die vom Rauchen ſchon wieder ſchwarz geworden. Wenn ich mich Abends zu Bette lege, rufe ich mir dieſe traulichen Bilder vor die Seele und entſchlafe in den ſüßeſten Gedanken. Gute Nacht, Theodora, mein geliebtes Mädchen, mein ſüßes Vögelchen! Träume ſüß — und erwache fröhlich!

M . . ., Octbr.

Warum habe ich heute keinen Brief, Theodora? Ich bin in entſetzlicher Unruhe. Biſt Du krank? Was iſt Dir begegnet? Du weißt wie meine Phantaſie mir gleich die

ſchwärzeſten Bilder vormalt, und mich die Angſt unruhig umhertreibt. Sollteſt Du es blos verſäumt haben? Das würde mich ſchmerzen — und doch möchte ich es faſt lieber, als daß Du krank wäreſt. Ich kann zu keinem freundlichen Gedanken kommen, ich will lieber nicht ſchreiben.

Später.

Endlich kommt Dein Brief, mein ſüßes Vögelchen. Das Mädchen hat ihn nicht zur Poſt gebracht, er kommt einen halben Tag ſpäter! Ach, mein Mädchen, was ſollte ich machen, wenn einmal Deine Briefe einige Tage ausblieben? Ich wüßte nicht, wie ich es tragen ſollte. Meine dumme Phantaſie martert mich mit den entſetzlichſten Dingen, ich ſehe Dich treulos, in den Armen eines Andern, vergebens verſuche ich es dieſe Gedanken loszuwerden, immer und immer wieder drängen ſie ſich mir auf — und ich frage mich: iſt es gut daß Deine Liebe Dich ſo ganz erfüllt? Ach, die Liebe rächt ſich an mir, ich leide verdiente Strafe. Ich hatte vor Jahren einen Freund, der eine Braut beſaß. Er kannte nichts als dieſe Braut. Und als er verheirathet war, kannte er nichts, als ſeine Frau. Die ganze Welt war ihm gleichgültig, er lebte nur für ſie. Wie oft habe ich ungünſtig über ihn geurtheilt, wie oft habe ich geſagt: es ſei eines Mannes unwürdig, nur für ein Weib zu leben; der Mann habe noch Pflichten für die Welt, die Menſchheit, für ſeinen Beruf, er dürfe ſich nicht von der Liebe ſo beherrſchen laſſen. Ja, Theodora, ſo habe ich geſprochen — und jetzt rächt ſich die

Liebe an mir. Ich bitte ihm in Gedanken mein dummes Urtheil ab, denn ach, mir geht es jetzt eben so. Die Liebe ist der Hauptinhalt meines Lebens und außer ihr ist mir alles Andere gleichgültig. Ich fühle, das kann und darf nicht so bleiben. Bist Du erst mein Weib, bin ich erst im ruhigen Besitze meines ersehnten Glückes, so wird die Welt wieder ihre Rechte an mich geltend machen. Aber so lange ich von Dir getrennt bin, so lange die Sehnsucht nach Dir mei Herz zu keinem ruhigen Schlagen gelangen läßt, tritt A vor den Gedanken an Dich in den Hintergrund.

Du fragst mich in Deinem letzten Briefe ob ich als Dein Mann auch noch so gut gegen Dich sein werde, wie jetzt, oder ob ich mich ändern werde, wie alle Männer thun. Wie kommst Du auf diese Frage, Theodora? Was soll ich an mir ändern? Soll meine Sorge um Dich geringer werden? Soll meine Freundlichkeit gegen Dich sich vermindern? Soll ich gleichgültig gegen Dich werden? Ei, mein Mädchen, da müßte meine Liebe zu Dir sich vermindern. Und das ist unmöglich. Denn ob ich gleich fühle, daß meine Liebe schon mein ganzes Wesen erfüllt, ob ich gleich nicht begreife wie sie größer werden kann, so fühle ich doch wieder klar, ich bin noch immer im Anfang der Liebe. Wie kurze Zeit kennen wir uns erst — kaum wenige Jahre. Und wie viel haben wir da noch auszutauschen, ehe Eines in dem Andern ganz aufgegangen ist. Noch tausend Gedanken sind in mir, die ich Dir nicht mitgetheilt, noch tausend Orte sind in Deiner Seele, wohin ich noch nicht gedrungen — und noch müssen

Jahre vergehen, ehe wir einander ganz durchdrungen, ehe meine Seele ganz die Deinige, Deine ganz die meinige geworden! Die Liebe ist wie ein Baum, der jährlich neue Ringe ansetzt. Und jährlich treibt er neue Aeste und schattiger und schattiger wird seine Krone. Und wenn er nicht mehr wächst, so ist es auch mit seinem Leben vorbei. So auch mit der Liebe. Das Lieben stirbt nur mit dem Leben. Sieh, wie schön schon die Sprache das ausdrückt. Nur einen kleinen, armen Laut macht sie Unterschied zwischen beiden Wörtern. Ihr stammt Leben und Lieben aus einer Wurzel, ihr ist lieben allein leben — und das ist so wahr. Denn wenn ich denke was mein Leben ohne Liebe war, so begreife ich nicht wie ich den damaligen Zustand leben nennen konnte — und wenn ich jetzt denke ich sollte je leben ohne zu lieben, ohne Dich, mein holdes Mädchen, zu lieben, so schaudert mich. Wer das Glück nicht kennt, mag ahnungslos durch das Dasein dahin gehen, wer es kennt und verliert — ach, Theodora, den Gedanken mag ich nicht ausdenken. Nur wer liebt, lebt. Fühlst Du jetzt daß ich mich nicht ändern kann?

M . . . Novbr.

Mein süßes, herziges Mädchen, meine geliebte Theodora, mein Herz, mein Leben. Tausend, tausend Grüße zuvor. Gestern sagte mir der Präsident: „denken Sie auch einmal daran sich ein Haus für Ihre Wohnung zu bauen? Suchen Sie sich den Ort nach Ihrem Gefallen aus!“ Ich

ſtand wie vom Donner gerührt! Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Mir ein Haus bauen! Nein Dir, Dir! Das Haus, in dem Du walten ſollſt als Frau, den Schauplatz Deiner Thätigkeit, unſeres Glückes. Ich lief eine Weile in meinem Zimmer herum und mußte mich zuſammen nehmen, um nicht laut aufzujauchzen, und doch brach ich ein paar Mal in helles, fröhliches Lachen aus! Ein Haus für uns! Und raſch warf ich mir den Hut auf den Kopf und durchſtrich die großen, weiten Grundſtücke, die zu den Fabrikanlagen gehören, um mir den Fleck auszuſuchen, wohin ich mein Haus, Dein Haus, unſer Haus bauen wollte, wo Du mit mir wohnen ſollteſt.

Es waren viele hübſche Puncte da, wohin man bauen kann. Aber überall hatte ich Bedenken. Der eine war mir zu nahe an der Fabrik, das Geräuſch würde Dich ſtören. Der andere war mir zu weit von der Stadt, wo Du doch zuweilen hingehen mußt — und ich weiß daß das Gehen Deine ſchwache Seite iſt. Der eine Fleck lag mir zu hoch, den Nordwinden ausgeſetzt, und ich muß mein Vögelchen vor jedem Luftzug bewahren. Ein anderer lag mir zu nahe an einem großen Teiche — wer weiß ob Dir die feuchte Luft nicht Schaden thut. Ich rechnete, ich maß und zählte die Schritte, und mir ſchlug hörbar das Herz, wenn ich dachte daß ich die Wege für Deine kleinen Füßchen abmaß. Endlich habe ich einen Punkt gefunden, den will ich feſthalten, da will ich bauen. Laß Dir beſchreiben. In der Mitte des Abhanges eines Hügels, deſſen Gipfel ein kleines Gehölz krönt,

das nach Norden liegt und vor den Winden schützt. Die Fabrik ist tausend Schritte davon, Du wirst von dort keine Unbequemlichkeiten haben. Die Aussicht geht auf frische, grüne Wiesen, in der Ferne von dem kleinen Gebirgszuge begrenzt. Rechts siehst Du die Stadt — links dehnt sich ein schöner Laubwald aus.

Und nun will ich einen Plan machen, wie noch keiner da war. Was nur eine Frau für Bequemlichkeiten in ihrem Hause verlangen, wünschen kann, will ich Dir anbringen. Wo Du hinfassest soll sich Dir ein Schrank und Schränkchen öffnen für Deine Siebensachen. Du sollst nur winken, und Wasser und Feuer sollen Dir zu Diensten stehen, kommen und verschwinden, wie Du es willst. Kein Zug soll möglich sein im Hause. Warm im Winter, kühl im Sommer soll der Käfig werden für mein Vögelchen. Auf Alles, Alles will ich Bedacht nehmen. Du sollst keine Treppen steigen, der Frühling soll Dir in's Fenster gucken, und doch der Winter vergebens versuchen Dir mit seinen Unbequemlichkeiten zu nahen. Was man nur erfunden hat für die Annehmlichkeiten einer Hausfrau will ich anbringen, ein Haus soll es werden, wie es kein zweites giebt. Und einen Stall baue ich daneben. Du sollst eine kleine Milchwirthschaft haben, blos für Dich, daß Du nach Belieben saure Milch und fetten Rahm für Deinen Kaffee hast. Und auch für ein paar Pferde soll ein Stall gebaut werden. Du sollst einen netten Wagen haben, um in die Stadt zu fahren. Vielleicht reitest Du auch einmal wieder. Und einen Garten will ich Dir anlegen, rund

um das Haus herum — Du sollst wohnen wie eine Fürstin! Bist Du doch eine, die Fürstin meines Herzens! Morgen lasse ich die Arbeit beginnen, den Platz ebnen, die Steine fahren — in acht Tagen muß der Plan fertig sein, und behalten wir das milde Wetter, soll in wenig Monden das Haus fertig sein. Du glaubst nicht, mein Vögelchen, was mich dieser Bau beglückt. Ich kann etwas für Dich thun! Hörst Du, für Dich! Es giebt ja keine größere Seligkeit für ein liebendes Herz, als für die Geliebte zu sorgen, zu schaffen. Das fehlte mir bisher. So lange ich bei Dir war gab es doch viele Kleinigkeiten, bei denen Du meine Hülfe, meine Dienste in Anspruch nahmst — und galt es auch nur Dir die Bilder im Zimmer umzuhängen, Dir Bücher und Musikalien zu besorgen, Dein Schreibgeräth in Ordnung zu bringen oder Dir den Zucker klein zu schlagen. Jetzt kann ich mehr, ein Haus für Dich bauen; so wohl ist es selten einem Liebenden geworden! O, mein geliebtes Mädchen, meine süße Puppe, möge es mir vergönnt sein noch lange, lange für Dich zu sorgen, für Dich zu leben. Ja, auch sterben könnte ich für Dich, aber leben, leben für Dich, nur für Dich das ist doch schöner.

M . . . Decbr

Guten Morgen, mein Vögelchen! Du fragst mich wie ich lebe. Ich will es Dir beschreiben. Wann ich erwache, blicke ich Dein Bild an, das über meinem Bette hängt und

sage laut „guten Morgen, Theodora!“ Dein liebes Köpfchen schaut mich dann so lächelnd an, und so begrüßt mich freundlich der Tag. Bald sitze ich an meinem Schreibtisch und schreibe — an Dich. Wollte ich Dir Alles schicken, was ich an Dich schreibe, Du könntest Deine halbe Zeit mit Lesen zubringen. So bleiben die Blätter liegen — und wenn wir nach Jahren einmal einen müßigen Winterabend haben, suche ich sie wieder heraus und erinnere mich mit Dir wie ich jetzt gedacht und gefühlt habe. Du magst dann vergleichen ob ich mich geändert. Aber ich sage Dir voraus, ich scheue den Vergleich nicht. Wann ich an Dich geschrieben habe, gehe ich auf die Bauplätze und halte Musterung. Und jetzt, mein Vögelchen, gehe ich zuletzt an den Platz, wo unser Haus gebaut wird. Das Wetter ist günstig, noch haben wir keinen Frost gehabt, und schon erheben sich die Mauern unseres Hauses drei Fuß über die Erde. Nachher gehe ich wieder auf mein Zimmer, wo ich bis Mittag in Rechnungen und Plänen arbeite. Ich esse im Gasthofe. Zum Sprechen mit meinen Nachbarn bin ich wenig geneigt, und so lese ich während des Essens die Zeitung. Das ist nicht sehr artig, aber, meine Puppe, wann ich erst mit Dir essen werde, werde ich Anderes lesen, als Zeitungen, dann werde ich in Deine süßen Augen mich vertiefen und oft genug das Essen darüber vergessen. Wenn ich bei Tische meinen Wein trinke, sage ich bei jedem Schlucke still für mich: „Theodora,“ und wenn jeder Tropfen, der so über meine Zunge geht nur eine frohe Stunde für Dich bedeutet, so muß Dir ein reiches Leben voll Glück

beſchieden ſein. Nun hoffentlich kann ich ſelbſt mithelfen meine Wünſche für Dein Glück zu verwirklichen. Denn wenn Liebe glücklich machen kann, dann, mein geliebtes Mädchen ſollſt Du glücklich werden. Nach Tiſche ſchlafe ich und arbeite und gehe ſpazieren oder ich beſuche das Muſeum und die Sammlungen in der Stadt und mache mich mit Allem vertraut. Dann freue ich mich ſchon darauf Dich herumzuführen, Dir Alles erklären, Dir über Alles Auskunft geben zu können — denn nichts iſt langweiliger, als mit dem Katalog in der Hand dergleichen zu ſehen. Du ſiehſt, meine Puppe, mein ganzes Dichten und Trachten bezieht ſich nur auf Dich. Und wäre das nicht — ach Gott, mein Leben iſt unendlich einförmig ohne Dich. Als ich noch bei Dir war, hatte jeder Tag eine ſchöne Stunde für mich, in der ich bei Dir ſein konnte — jetzt muß ich mich mit Schreiben begnügen. Es iſt ein elender Nothbehelf, das Schreiben, ſchon das geſprochene Wort genügt nicht für das was man fühlt, geſchweige denn das geſchriebene. Ein Blick, ein Händedruck ſagt mehr, als alle Sprachen der Welt zuſammen auszudrücken vermögen. Und doch ſei dem Nothbehelf des Schreibens Dank, denn das ſind die Lichtpunkte in meinem Leben, wenn ich an Dich ſchreibe. Und da ich eben daran bin, will ich einmal mit Dir zanken, recht tüchtig zanken. Ja, verziehe nur Dein Mäulchen, Du blauäugiger Spitzbube! Seit acht Tagen biſt Du nicht ausgeweſen! Sind denn alle meine Lehren umſonſt? Du weißt, daß Du täglich gehen mußt, daß Deine Geſundheit es erfordert, daß die Schlafloſigkeit,

an der Du leidest, nur durch körperliche Bewegung zu heilen ist — aber da predigt man tauben Ohren. Ich bin schon oft recht ernstlich böse auf Dich gewesen, daß Du auch gar nicht gehorchst. Als ich noch bei Dir war nöthigte ich Dich Abends eine Stunde mit mir zu gehen, aber jedesmal mußte ich es erzwingen. Und nun ich von Dir weg bin, überwindest Du Deine Scheu nicht und bleibst zu Hause. Ich bin recht ernstlich böse! Denke daß Du Deine Gesundheit mir schuldig bist, wenn Du nicht an Dich selbst denken willst. Bessere Dich und melde mir es!

M . . . , Januar.

Mein herziges Vögelchen!

Deinen lieben, lieben Brief habe ich wiederholt gelesen und an meine Lippen gedrückt. Du wünschest mir Glück zu meinem Geburtstage, in so einfachen, schmucklosen Worten. Ach, Theodora, ich kann nur wünschen daß mein Glück mir erhalten bleibt — mehr zu bekommen ist nicht möglich, mehr wäre auch nicht zu ertragen, ich wüßte auch nicht was mich noch erfreuen könnte, was mein Glück zu erhöhen vermöchte. Die Zukunft liegt ja im rosigsten Lichte vor mir. Du mein Weib. Damit ist Alles gesagt. Wenn ich mir die Zukunft ausmale — ich thue es auf meinen einsamen Spaziergängen oft — müssen die Leute, die mir begegnen eine seltsame Meinung bekommen, wenn sie einen Mann dahin wandeln sehen mit selig verklärtem Gesicht, der zuweilen ein paar Worte

halblaut für ſich ausſpricht, oder mit dem Stocke ein paar Luftſtiche macht, als müſſe er das innere Wohlbehagen nach außen ableiten. Du mein Weib! Der Tag beginnt mit einem Blicke in Deine lieben Augen, mit einem Gruße Deiner ſüßen Stimme! Schwer wird es mir werden mich von Dir loszureißen und an meine Arbeit zu gehen — am Ende mußt Du die Verſtändigere ſein und mich fortjagen. Aber ich ſtehe Dir nicht dafür, daß wenn ich ausgehe, ich nicht immer etwas vergeſſe, um zurückzukehren, Dir noch einmal guten Tag ſagen zu können, mich noch einmal fortjagen zu laſſen. Und dann Mittags! Wenn Dein Händchen mir die Suppe vorlegt, mir den Wein einſchenkt, — Du mußt mich dann im Zaume halten, ſonſt gewöhne ich mich ans Trinken. Und wann dann des Tages Geſchäfte vorüber, wann ich ganz Dir gehöre, ach, meine Theodora, wie viel tauſend Dinge habe ich noch mit Dir zu beſprechen, aus Wiſſenſchaft, Kunſt, aus dem Leben, wie werde ich glücklich ſein, wenn Du ſtill ſinnend meinen Worten lauſcheſt, und Deine Anſchauungen ſich erweitern, wie werden umgekehrt die meinigen ſich ändern, wenn ich Deine Auffaſſung der Dinge kennen lerne, wenn ich erfahre, wie ein weibliches Gemüth urtheilt. Es wird kein Tag vergehen, wo ich nicht einen tiefen Blick in Dich thue, Deinem Innern eine neue Seite abgewinne, mit jedem Tage werden wir uns mehr in einander einleben, mehr und mehr zu einem einzigen Weſen verſchmelzen. Und ſpringt mein Gedanke dann um viele Jahre weiter — wir ſind beide alt — wir ſitzen an einem ſchönen Sommerabende vor dem

Hauſe, und ſchauen der ſinkenden Sonne zu — und ich ſage: „ſieh, Theodora, ſo neigt unſer Leben ſich ſeinem Ende — ſage, habe ich mein Wort gehalten, biſt Du glücklich mit mir geweſen?“ Dann wirſt Du Dein Köpfchen an meine Bruſt lehnen und ſagen: „glücklich“ — und dann — das wäre der Augenblick zum Sterben. O könnte ich jetzt nur einen Augenblick bei Dir ſein, nur einmal Dein holdes Auge ſehen, nur einmal meinen Mund auf Deine Stirn drücken! — — Ich bin unterbrochen worden — Der Brief ſoll zur Poſt, ich kann nichts mehr ſchreiben, als tauſend Grüße meinem ſüßen Mädchen!

M . . . Januar

Meine geliebte Theodora!

Du hatteſt mir zu meinem Geburtstage Cigarren geſchickt, von meiner Lieblingsſorte, die ich hier nicht bekommen kann. Herzlichſten Dank dafür. Ich habe ſtill für mich gelacht, als ich das große Packet bekam und ſah welche Mühe Du gehabt haſt es zu Stande zu bringen. Mit echt weiblicher Ungeſchicklichkeit war der Bindfaden ſo ſchief als möglich in verſchwenderiſcher Fülle um die Leinwand geſchlungen, in die Du die Kiſtchen gepackt haſt, und wenigſtens zwanzig Mal hatteſt Du Dein Siegel aufgedrückt, jeder Knoten des Bindfadens trug Dein Petſchaft. Ja, wenn Du nur ſiegeln kannſt! Ich habe oft meine Freude daran gehabt, wie allerliebſt kindiſch Du biſt, wenn Du das Wachslichtchen anzün-

deſt und das Siegellack auf den Brief tröpfeln läſſeſt, das Petſchaft mit Deinem Züngelchen naß machſt und mit einer Kraft aufdrückſt, als wollteſt Du ein Metallſtück prägen. Du herziger Kindskopf Du! Verdirbſt Du nicht jedesmal eine Adreſſe durch einen Fleck oder ein ſchiefes Wort, blos um noch einmal ſiegeln zu können? Mit welchem Wohlgefallen betrachteſt Du dann jedesmal den Brief, wenn er glücklich vollendet, die Adreſſe hübſch gerade geſchrieben, Dein Petſchaft recht vollkommen ausgedrückt iſt! Werde mir nie anders, mein Vögelchen, ſo etwas kindiſch ſein ſteht Dir zu allerliebſt. Ach, ich bin ja auch in vielen Dingen kindiſch, und hoffe ich bleibe es bis ich graue Haare habe. Erinnerſt Du Dich noch, als wir einſt mit größerer Geſellſchaft auf den Jahrmarkt in das benachbarte Städtchen gingen? Ich mußte Dir ein Hörnchen kaufen, wie die Kinder ſie haben und auf dem Heimwege wardſt Du nicht müde auf dem Hörnchen zu blaſen und hatteſt Deine Freude an dem quikkenden Tone, den Du hervorbrachteſt — und Du ſpitzteſt Dein ſüßes Mündchen ſo allerliebſt, wenn Du auf dem Hörnchen blieſeſt!

Und ich hatte Dich am Arme und begleitete mit den brummenden Tönen eines Waldteufels Dein Hornconcert — gibt es eine einfachere Freude, als wenn man eben froh iſt und eigentlich nicht weiß warum? So ſind die Kinder — wohl dem, dem des Lebens Ernſt nicht ganz das Kind abſtreift — ich will es mir bewahren. Und wann Du mein Weib biſt und ich bringe Dir wieder Apfelſinen oder Pfir-

ſichen oder Aprikoſen mit, ich werde es immer machen wie ich es bisher gethan, werde an der Thüre ſtehen bleiben und ſie Dir einzeln zuwerfen, damit Du ſie fangen und erhaſchen mußt. Und ich werde Dir noch oft die Nadel aus dem Haare ziehen, daß Deine Flechten herunterfallen, daß Du mich auf die Hand ſchlägſt und ſchmollend Dein Haar wieder ordneſt. Und den Knäuel werde ich Dir auch künftig noch feſthalten, wann Du häkelſt, daß Du nicht weiter kannſt, weil der Faden nicht abgeht bis Du recht ungeduldig wirſt. Es ſteht Dir ganz hübſch, Dein ungeduldig ſein! Nur nicht ehrbar werden, Theodora! Allenfalls vor den Leuten. Dann magſt Du Frau Theodora ſein — aber wenn wir allein ſind bleibſt Du meine Puppe, mein Vögelchen. Frau Theodora! Es durchſchauerte mich ſüß, als ich das Wort „Frau“ hinſchrieb! Du ſchreibſt mir auch in Deinem letzten Briefe: „wenn ich einmal Ihre kleine Fr . . bin.“ Es muß Dir ebenſo gegangen ſein — Du konnteſt nicht einmal das Wort ausſchreiben. Meine kleine Frau! Wenn ich Dich jemandem vorſtelle: „meine Frau.“ Ich lache vor heller Luſt bei dieſem Gedanken. Und zuweilen werde ich Dich auch ſo rufen: „Frau, biſt Du fertig, es iſt Zeit!“ Und wenn ich frage: „wo iſt meine Frau? Habt ihr meine Frau nicht geſehen?“ „Ach wie kindiſch,“ wirſt Du ſagen. Sage es immerhin, ich will wetten, daß Du in dieſem Augenblicke ſtill für Dich hin ſprichſt: „mein Mann“ und leiſe dabei lächelſt. Lebe wohl, meine Theodora, tauſend Grüße meinem ſüßen Vögelchen, meiner kleinen Fr . . .

M . . . Rehr

Habe ich Dir auch gedankt, mein ſüßes Mädchen, für Dein Geſchenk zu meinem Geburtstage? Ich beſinne mich nicht. Ich kann mich nie beſinnen was ich Dir geſchrieben habe, denn ich gebe ja nur meinen Gedanken Form, wenn ich an Dich ſchreibe und da ich immer an Dich denke, ſo kann ich unmöglich wiſſen und im Gedächtniß behalten was ich gerade zu der Stunde dachte, als ich zufällig an Dich ſchrieb. Geſchenk! Es macht ſo viel Freude zu ſchenken, mehr noch als zu empfangen. Und doch wie lieb ſind mir Deine Geſchenke! Wenn ich mich von meinem Lager erhebe, fahre ich in meine Morgenſchuhe — Dein ſüßes Händchen hat ſie geſtickt und ſie lächeln mich mit ihren bunten Blumen ſo freundlich an. Wenn ich mich anziehe ruft mir jede Kleinigkeit Theodora zu. Die goldenen Knöpfchen für die Manſchetten ſchenkteſt Du mir zu Weihnachten voriges Jahr. Mein Halstuch iſt aus Deinen fleißigen Händen hervorgegangen. Ich trage keine andere Weſte, als die von Dir geſtickte. Zünde ich mir eine Cigarre an, die Cigarrenbüchſe iſt Dein Geſchenk. Ich weiß es noch, ich traf Dich zufällig in der kleinen Straße, die vom Albertithore nach dem Markte führt — und Du gabſt mir mit ſcheinbar gleichgültiger Miene die Cigarrentaſche, die Du mir eben gekauft. Ich führe ſie ſchon lange, aber ſo lange noch ein Fetzen von ihr hält lege ich ſie nicht ab. Will ich Feuer haben, das Schwefelholzdöschen iſt von Dir. Du beſinnſt Dich, es iſt von Glas, mit Spiegelſteinen und die gerippte Fläche zum Streichen der Hölzchen

bleibt immer ſo hübſch rauh. Mein Geldtäſchchen iſt Dein Geſchenk — und dann die ſchöne Brieftaſche, mit der kleinen Photographie Deines lieben Köpfchens. Zuweilen nur ziehe ich den Rahmen heraus und beſchaue mir die treuen Augen, die ſo ſinnig unter den ſchöngewölbten Augenbrauen hervorſehen — ich meine das Bild abzunutzen, wenn ich es zu oft anſchaue. Ueber Alles aber liebe ich den kleinen Ring. Du närriſches Mädchen haſt ſo viele Freude an Diamanten! — Beſinnſt Du Dich noch, Theodora? Du hatteſt einen großen Ring mit einem Diamanten, zwei Ohrringe mit kleinern und eine Nadel mit einem. Und einen kaufteſt Du dazu und ließeſt Dir alle fünf in einen kleinen Ring für Deinen Goldfinger faſſen. Ich beſinne mich noch wie Du alle Tage von dem Ringe ſprachſt und Dich freuteſt wann er fertig ſein würde. Und als ich an dem Tage zu Dir kam, wo ihn der Goldſchmidt verſprochen hatte, ſagteſt Du mir: „ich habe noch nicht den Muth gehabt nach dem Ringe zu ſchicken, er könnte am Ende noch nicht fertig ſein.“ Aber er war fertig, und mein ſüßes Liebchen ſteckte ihn an ihr Fingerchen und hielt die Hand immer weit von ſich gegen das Fenſter und ſpäter gegen das Lampenlicht und freute ſich wie die Steine funkelten. Und wenn ihr jemand ſagte: „ei was blitzt Ihr Ring ſo ſchön,“ da freute ſich mein Vögelchen, als würde ſie um irgend einer guten That willen gelobt. Von allem Deinem Schmuck, ich möchte ſagen von allem Deinem Beſitzthum war dieſer kleine Ring Dein Koſtbarſtes. Und Du gabſt ihn mir, weil er Dein Liebſtes war, weil es Dich

drängte mir einen Liebesbeweis zu geben. Und darum Theodora, iſt dieſer Ring mein theuerſtes Eigenthum geworden, und nimmer, nimmer laſſe ich ihn vom Finger. Und ſollte das Entſetzlichſte eintreten, ſollteſt Du Dich von mir losſagen, den Ring bekömmſt Du nicht wieder, den lieben, kleinen Ring! Und wie alle die Kleinigkeiten, die man ſo zum täglichen Gebrauch hat. Deine Geſchenke ſind, ſo ſoll es auch bei Dir ſein. Nie darfſt Du in Zukunft Dir ſelbſt etwas kaufen; was Deine Hand anfaßt zum Gebrauch, was Dein Zimmer ſchmückt, Alles, Alles muß mein Geſchenk ſein, und ſoll Dich an dieſe oder jene Stunde erinnern, wo ich es Dir mitbrachte. Und ich ſammle ſchon. Ich kann bei keinem Laden in der Stadt vorbeigehen, ohne die ausgeſtellten Gegenſtände zu betrachten und zu ſehen ob nichts dabei ſei, das meinem Vögelchen Freude machen könnte. Die ſchönen farbigen Gläſer in den Glasläden ſtechen mir in die Augen. Du liebſt ſie. Ich vergleiche die Formen der Gefäße in den Porcellanläden und ſinne nach welche Dir am meiſten gefallen möchten. Und bei dem Goldſchmidt betrachte ich mir die Armbänder und denke welches ſich am ſchönſten auf Deinem weißen, zarten Arm machen würde. Und die Stoffe in den Seidenläden. Alles, Alles ſticht mir in die Augen, Alles möchte ich gleich kaufen, um meine Puppe herauszuputzen. Und in den Läden ſehe ich mich gern um, wo man ſo allerhand Tand führt, wie die Mädchen ihn lieben. Ich kenne Deine Leidenſchaft für Käſtchen — es ſteht ſchon manches in meinem Zimmer, das darauf wartet von Deinen kleinen Fingern geöffnet zu

werden. Plaudermaul, das ich bin. Ich wollte Dich überraſchen und nun kann ich doch nicht ſchweigen. Aber Ueberraſchungen liebſt Du ja kaum. Beſinnſt Du Dich noch wie ich vorige Weihnachten am Tage vor dem heiligen Abend heimlich meine Reiſetaſche in Dein Haus brachte und Deinem Mädchen hieß ſie zu verbergen — ich wollte Dir am andern Tage einen Baum aufputzen — und wie Du mich erwiſchteſt und vor Neugier bald vergingſt und mich plagteſt doch heute ſchon zu beſcheeren. Ich hätte es bald gethan, denn Du ließeſt nicht nach und meinteſt Du würdeſt vor Neugier nicht ſchlafen können! So ein Kindskopf biſt Du! Und Du willſt eine ehrbare Hausfrau werden? Ich bin ſehr neugierig, wie Du Dich als Frau anſtellen wirſt. Ich werde mich ſchön an Dir verkaufen! Eine Frau denke ich zu bekommen und ein Kind zieht bei mir ein. Nun ich werde Dich ſchon ziehen, aber das Kind will ich doch heilig halten bei Dir — und der Name Theodora iſt viel zu ernſthaft für Dich, Dorina ſollſt Du heißen, Doretta! **Buona notte, Dorinella mia.**

M . . . . März.

Guten Morgen, mein herziges Mädchen! Endlich ganz unten auf dem Boden der Kiſte, die ich Dir zu Deinem Geburtstage ſchicke, findeſt Du dieſen Brief mit einem großen Gedichte, das meinen Glückwunſch ausſprechen ſoll. Lache nicht über meine Verſe. Ich ſehe Dich im Geiſte vor mir ſtehen, wie Du Dich ſammt Deinem Mädchen mit Hammer und Zange abmühſt die Nägel aus der Kiſte zu ziehen und

den Deckel herunter zu bekommen. Endlich iſt er ab. Da liegen eine Menge Packetchen — alle in Papier gewickelt. Wie haſtig geht es darüber her — aufgewickelt, immer aufgewickelt. Apfelſinen — und wieder Apfelſinen — iſt denn nichts Anderes drin? Halt, da kommt ein großes Packet. Wie ſchwer! Ein Edamer Käſe! Weißt Du, Liebchen, vor zwei Jahren aßen wir ihn einmal bei S . . ., er ſchmeckte Dir ſo gut. Ich habe ſchon lange darnach gefragt, konnte ihn aber erſt hier bekommen! Und nun weiter ausgepackt. Feigen, Datteln, Mandeln, Roſinen. Ei, ich muß doch mein Vögelchen füttern, das mit ſeinem ſüßen Schnäbelchen gern ſo etwas knabbert! Und was kommt da? Die neue Briefmappe, die kleine Wanduhr, das Petſchaft, das Arbeitstäſchchen, und das Käſtchen — das reizende Käſtchen — u. ſ. w., u. ſ. w. Ach, Puppe, ſo habe ich mir die Scene ausgemalt — wann Du das Kiſtchen auspackſt — und ſo wird es auch geweſen ſein. Auch den Marktplatz von M . . . habe ich Dir in ſchöner Abbildung mit geſchickt. Links an der Ecke, wo ich den rothen Strich gemacht habe, wohne ich, da iſt mein Zimmer. Dort ſchaue ich jeden Abend zum Fenſter heraus und laſſe meine Gedanken zu Dir ſchweifen. Da ſteht der alte Thurm mir gegenüber und ſchlägt regelmäßig Viertelſtunde für Viertelſtunde — und langſam, unermüdlich drehen ſich die Zeiger auf dem großen Zifferblatt — und ich überſchlage die Tage, die ich noch fern von Dir ſein muß und multipliciere ſie mit 24 und ſage mir: noch ſo viel Stunden bis Du dein ſüßes Vögelchen wiederſiehſt. Noch ſo viel

Stunden voll bangen Sehnens! Und dann ziehe ich die Stunden des Schlafes ab, in denen mein Geist ausruht vom Denken an Dich — und die große Summe der langen Stunden vermindert sich. Dann kommt der Mond über die Dächer hervor — und ich denke jetzt sieht deine Puppe auch in das bleiche Nachtgestirn — und eure Augen, eure Gedanken begegnen sich. Und ich berechne mir wie viel Mal der Mond noch wechseln muß, ehe ich Dich wieder sehe, und mit jedem Abend freue ich mich, wenn er ein Stück größer oder kleiner geworden. So stehe ich und lausche bis elf Uhr, bis ich von fern das Pfeifen des abgehenden Nachtzugs der Eisenbahn höre. Er nimmt meinen Brief an Dich mit — ich flüstere noch halbleis: grüße mein Vögelchen — und verfolge in Gedanken den Weg bis zu Dir — bis zu dem Augenblicke, wo Du am andern Morgen meinen Brief erhältst. Ist es dann bald Mitternacht, so suche ich mein Lager — wie gern träumte ich von Dir — aber sonderbar, ich thue es fast nie.

Denkst Du zuweilen an den Tod, Theodora? Wir fällt diese Frage so urplötzlich hier hinein, wirst Du sagen. Je nun, wie die Gedanken so plötzlich kommen! Ehe ich Dich kannte dachte ich oft an den Tod. Die Naturstudien führen den Menschen nur zu häufig auf diesen Gedanken. Ich lebte gern, ich hatte keinen empfindelnden Weltschmerz, aber doch war mir der Gedanke an den Tod kein schrecklicher. Ich malte mir aus daß eine Krankheit, ein Unfall mich zum Sterben brächte, und ich meinte ich würde mit Ruhe dem letzten großen Räthsel entgegensehen. Wie ist es anders

geworden ſeit ich Dich liebe! Der Gedanke an den Tod iſt mir jetzt entſetzlich. Leben, leben will ich. Eine Lebensluſt beſeelt mich, die ich früher nicht gekannt. Leben um jeden Preis! Wie malt ſich die Phantaſie wohl aus daß es ſchön wäre ſein Leben zum Opfer zu bringen, einer großen Idee, dem Vaterlande vielleicht! Ich könnte das jetzt nicht. Ich klammere mich an das Leben mit aller Kraft meiner Seele, ich will Alles, Alles opfern, nur nicht das Leben! Wie die Liebe doch den Menſchen verwandelt. Iſt es nicht groß dem Tode muthig in's Auge zu ſehen? Iſt es nicht ſchwach vor dem Tode zu beben? Wenn es ſchwach iſt, Theodora, ich bin dann ſo ſchwach. Nur nicht ſterben, nur jetzt nicht. Dumme Gedanken, wirſt Du ſagen. Du haſt Recht. Aber ſie ſtehen einmal da, ſo magſt Du ſie auch leſen. Ich will Dir auch meine dummen Gedanken nicht verbergen. Ich meine ein Unrecht gegen Dich zu begehen, wenn ich Dir nur das Geringſte verſchwiege, verheimlichte. Keine Falte meines Herzens ſoll es geben, keine Regung meines Gehirns, die Dir verborgen wäre. Lebe wohl, mein liebes, mein hübſches Mädchen. Du ſagſt immer, Du ſeieſt nicht hübſch. Mit Erlaubniß, das verſtehſt Du nicht. Mir biſt Du hübſch, ſehr hübſch, und ich kenne kein weibliches Weſen, das ich Dir vergleichen möchte Ja, wenn ich ein anderes Mädchen ſehe, und ſie gefällt mir, ſo gibt mir das einen Stich in's Herz und ich meine ein Unrecht gegen Dich begangen zu haben. Du haſt das Recht mir ganz allein zu gefallen — und dieß Recht ſoll Dir unverkümmert bleiben. Lebe wohl, mein hübſches Mädchen, Dorinetta mia.

M . . . März.

Die ersten Veilchen, die ich dieses Jahr finde, sende ich Dir mit diesem Briefe — den ersten Gruß des Frühlings! Eine Blume grüßt die andere. Ja, Du bist eine Blume, bist meine Blume, ich Dein Gärtner! Als ich Dich fand hattest Du noch keine Ahnung von Dir selbst. Du warst noch keine Blume, warst eine noch unentwickelte Knospe! Und diese Knospe habe ich gepflegt, wie es einem treuen Gärtner zukommt. Dein Herz und Dein Geist füllten sich wunderbar unter meiner Pflege mit neuen Regungen, neuen Anschauungen, die Knospe schwoll und schwoll und hat sich jetzt zur vollen Blüthe entfaltet. Und so bist Du meine Blume geworden. Du sollst auch einen Namen dafür haben. Ich habe Dich lange genug Vögelchen genannt, Du sollst jetzt Dornröschen heißen. Eine süße Blume ist das Dornröschen; ganz versteckt in spitzen Stacheln läßt es niemanden sich zu nahe kommen und gibt seinen holden Duft nicht jedem unberufenen Näscher Preis. So auch Du, meine Theodora. Still in Dir verborgen wiesest Du Alles zurück, nichts durfte Dir nahen, niemand ahnte den süßen Duft, den Deine Knospe barg, bis Du in mir den treuen Gärtner erkanntest, und meine Pflege annahmst, Du, mein holdes Dornröschen!

Es gibt auch ein altes, schönes Märchen vom Dornröschen — und das paßt auch auf Dich. Dornröschen hieß ein wunderliebliches, kleines, süßes Mädchen, lieblich wie Du, und es mußte lange, lange schlafen bis es durch einen Zauber erweckt wurde. Der Zauber aber war der Kuß eines jungen

Prinzen. So auch ſchlummertest Du bis ich Dich zum Leben erweckte. Denn Du weißt ja, lieben heißt erſt leben.

Jetzt eine Nachricht. Der milde Winter war unſern Bauten günſtig, am 1. April ſetze ich die Fabrik in Thätigkeit. Doch auch einem andern Bau war der Winter günſtig — geſtern, mein Dornröschen, iſt das Dach auf unſerm Hauſe gerichtet worden. Noch vier Wochen mögen die milden Frühlingslüfte das Haus durchziehen, dann beginne ich die innere Einrichtung — und die ſoll raſch vollendet ſein. Und nun, Theodora, der Käfig iſt fertig für mein Vögelchen, will es nicht einziehen? Der Garten iſt fertig für mein Dornröschen, ſoll ich es nicht dahin verpflanzen? Alſo höre. Mitte April reiſeſt Du zu Deinen Aeltern — ich werbe dann förmlich um Dich, und unſer Verhältniß ſoll aus ſeiner Verborgenheit an das Licht treten. Du bleibſt bis Anfang Mai in Deiner Heimath und kehrſt dann nach D. zurück. Dorthin komme ich, um Dich abzuholen. Du löſeſt dann dort alle Deine Verhältniſſe, nimmſt Abſchied von der Stadt und den Kreiſen, in denen Du drei Jahre geweilt und ich führe Dich heim als mein liebes Weib! Wie mich der Gedanke freudig durchzuckt. Mir iſt, als wenn mein Leben dann erſt beginnen würde, als hätte ich bis jetzt nur im Vorhofe geſtanden und nun erſt öffneten ſich mir die Pforten des Glückes! Mir iſt, als ſollte ich Dir jetzt einen Eid ablegen, ein feierliches Verſprechen geben. Und doch mag ich das nicht. Wie ich Dich bei unſern einſamen Spaziergängen führte, ſo will ich Dich durch das Leben führen. Ruhig ſollſt Du Dich auf meinen

Arm stützen und fühlen das Dir ein fester Halt im Leben geworden. Und wie ich jede schlechte Stelle des Weges vermied, wandeltest Du an meinem Arme, so will ich Dich vor jeder Unannehmlichkeit des Lebens bewahren. Das will ich, das werde ich. Mehr versprechen mag ich nicht — es liegt aber Alles darin.

Mir ist feierlich zu Muthe geworden. Tausend Mal habe ich mir den Gedanken ausgemalt Dich als mein Weib zu sehen, und nun, Theodora, da die Erfüllung aus dem Reiche der Gedanken in die Wirklichkeit zu treten beginnt, befallen mich bange Zweifel. Werde ich im Stande sein Dich glücklich zu machen? Wird Dein Herz befriedigt sein in meinem Besitze? Werden keine Wünsche in Dir schlummern und erwachen, die ich nicht zu erfüllen vermöchte? Doch fort mit den Zweifeln. Ich liebe Dich, liebe Dich warm, treu, unvergänglich — und die Liebe allein ist der Grund, worauf man das Glück des Lebens mit Sicherheit bauen kann.

Schreibe mir ob Du mit Allem einverstanden bist. Lebe wohl, Theodora, meine Theodora, *mein* bald im vollsten Sinne des Wortes.

M . . . April.

Tausend Grüße meinem Dornröschen! Wie die Tage einzeln so langsam vergehen und doch in der Gesammtheit so rasch verschwunden sind, wirft man einen Blick zurück. Die Zeit unsrer Trennung liegt wie ein Traum hinter mir, und

vor mir das herrliche, herrliche Wiederſehen. Wahrlich das Wiederſehen iſt ſo ſchön, daß man es um den Preis einer traurigen Trennung nicht zu theuer erkauft.

Wie ſich Alles ſo wunderbar zu unſerm Glücke gefügt und geſtaltet hat. Vor zwei Jahren konnte ich kaum hoffen zu einer ſo ſchönen, belohnenden Thätigkeit berufen zu werden, wie ſie ſich mir jetzt geboten hat. Ich war noch auf harte Kämpfe mit dem Leben und ſeinen Sorgen gefaßt. Und nun das ſchönſte Ziel erreicht! Du wirſt das Leben bald ſehen, meine Theodora, was um mich her ſprudelt, und das ſeine leitenden Gedanken aus meinem Kopfe empfängt. Schon rauchen die gewaltigen Eſſen und ſenden ihre ſchwarzen Wolken wirbelnd in den blauen Himmel. In langen Schaaren ziehen die Arbeiter in ihre Werkſtätten, hier brauſt das Geräuſch der drehenden Räder, dort pocht in regelmäßigem Tacte der Hämmer Schlag. Es iſt etwas Schönes, etwas Herrliches um Wirken und Schaffen!

Alſo übermorgen reiſeſt Du ab! Ich ſehe Dich im Geiſte packen und alle die Kleinigkeiten beſorgen, die Euch Mädchen ſo unentbehrlich ſind. Verſäume nur den Bahnzug nicht! Ich habe wieder nachgeſehen, zwölf Uhr dreißig Minuten geht er ab. Und in vierzehn Tagen kommt er um vier Uhr fünfundzwanzig Minuten an — und dann ſtehe ich am Bahnhofe mit klopfendem Herzen und nehme mein Dornröschen in Empfang. Faſt möchte ich Dich in Deinem Zimmer erwarten, denn ich weiß nicht ob ich ſtark genug ſein werde mich zu bezwingen, daß ich Dich nicht vor allen Leuten

an die Bruſt ziehe und nach langer, langer Trennung Deine ſüßen Lippen küſſe. Doch nein, ich werde am Bahnhofe ſein, ſehe ich Dich doch wenigſtens zehn Minuten früher und nach einer Trennung von acht Monaten iſt jede Minute koſtbar. Verwahre Dich gut auf der Reiſe. Nimm Deinen dicken Wintermantel mit, laß Dich nicht durch die Sonnenblicke verlocken, Dich zu leicht anzuziehen. Nimm Dir etwas zu leſen mit, Du fährſt beinahe eilf Stunden und der Weg iſt langweilig. Beherzige alle die guten Lehren, die ich Dir über das Reiſen gegeben habe. Mir iſt ganz ängſtlich zu Muthe, daß ich Dich ſo allein reiſen laſſen ſoll, und doch kann ich jetzt nicht abkommen, ſo gern ich Dich begleitete. Nun, ich hoffe, Du ſollſt in Zukunft nicht mehr allein reiſen.

Ich ſende Dir mit dieſem Briefe einen Blumenſtrauß; Du kannſt vielleicht die Schachtel gleich noch zur Reiſe brauchen, weiß ich doch daß Du nie zuviel Schachteln haben kannſt. Die Blumen werden ſich wol friſch halten, ich habe ſie ſorgfältig verpackt. Nimm den Strauß mit auf die Reiſe, ergötze Dich an ſeinem Duft — und denke, wie ich Dir auf dieſe Reiſe Blumen ſende, ſo will ich Deine Lebensreiſe mit Blumen ſchmücken. Dein Fuß ſoll auf nichts Anderem wandeln.

Glückliche Reiſe, mein Vögelchen, mein Dornröschen, mein Ein und Alles, meine Theodora!

M . . . April.

Ich grüße Dich, mein Dornröschen, mein geliebtes Mädchen. Du bist also in Deiner Vaterstadt, wie Du mir schreibst, die Deinigen haben Dich freundlich empfangen — und Du befindest Dich wohl an dem Orte, wo Deine Wiege stand. Seltsam. Vor zwölf Jahren kam ich einmal durch Deine Vaterstadt, und blieb mehrere Wochen dort. Ich bin oft vor Deinem älterlichen Hause vorbeigegangen, wie ich dessen Lage aus Deiner Beschreibung kenne. Wer weiß ob Du mir nicht manchmal begegnet bist mit der Schulmappe unter dem Arme, ein kleines Schülerin — und ich habe Dich angesehen nicht ahnend daß dies vorübereilende Kind einst das Glück meines Lebens machen sollte. —

Und jetzt noch wenige Tage — und ich halte Dich in meinen Armen. Es wird Zeit, hohe Zeit, denn meine Sehnsucht wird zur quälenden Ungeduld. Ich zähle nicht mehr die Stunden, ich berechne die Minuten, die ich noch warten muß, ehe ich Dein liebes Auge wieder sehe. Ich bin fast unfähig zu arbeiten — und wenn ich hier und da verkehrte Antworten gebe, soll es mich nicht Wunder nehmen. Ich bin wahrhaftig nur ein halber Mensch. Komm, o komm, meine andere Hälfte, gib mir mein Leben wieder, das Du mir entführt hast.

Der Frühling kommt mit Macht. Die Wiesen haben ihr frisches Grün wieder angezogen, die Knospen an den Bäumen schwellen und brechen schon auf hier und da Wenn ich durch den Wald wandele, bleibe ich bei jedem schönen Baume stehen und denke an die Stunde, wo ich ihn Dir

zeigen werde, die Plätzchen am Waſſer ſehe ich mir immer und wieder an, ich denke der Stunde, wo ich mit Dir dort ſitzen werde. Die Wege im Walde habe ich alle nach Schritten ausgezählt, damit ich die Entfernung berechnen kann, wenn ich Dich ſpazieren führe, und Du mir nicht zu müde wirſt, biſt Du doch eine ſo ſchlechte Fußgängerin. Einen Kahn habe ich angeſchafft, unweit unſers Hauſes fließt ein kleiner Fluß vorbei — und ich will Dich darauf fahren, durch Wald und Wieſe — wenn Du nämlich den Muth haſt, denn ich kenne Dich, Du biſt ein Haaſe auf dem Waſſer! Bei Allem was mich umgibt denke ich an Dich, denn in Kurzem ſollſt Du ja Alles auch ſehen. Du wirſt mich nach Dieſem und Jenem fragen, ich werde Dir Alles erklären, zeigen, Dich auf Alles aufmerkſam machen. O, wie freue ich mich, mein ſüßes Vögelchen, wenn Dir dieſes gefallen wird, wenn Du über jenes ſtaunen wirſt. Ach, ich vergehe vor Luſt und Aufregung, wenn ich daran denke, wie ich mit Dir von T. hierher fahren, wie wir ankommen werden. Wenn ich Dir von fern die Thürme der Stadt zeigen werde, die Deine neue Heimath ſein ſoll. Wenn Dein Gepäck meinem Diener übergeben iſt und ich raſch mit Dir nach unſerem Hauſe fahre, das etwa eine Viertelſtunde von der Stadt liegt. Das iſt jenes Gebäude, das iſt dieſes. Du fragſt, Du ſchauſt Dich um in der neuen fremden Umgebung, Deine kleine Hand ruht in der meinen, es gefällt Dir in der neuen Heimath. Da hält der Wagen, wir ſind am Ziele! Willkommen, willkommen, meine Theodora, in meinem, in Deinem Hauſe. Sei tauſend Mal

willkommen, mein geliebtes Vögelchen, mein holdes Dornröschen — meine Theodora, mein Weib! — Ach, mein süßes Leben, die Thränen drängen sich mir unwillkürlich in das Auge, denke ich an diesen Augenblick.

Du steigst aus! Dein Blick überfliegt rasch den Garten, das Haus. Er ist hübsch und freundlich der Garten, in wenig Wochen wird er seinen ganzen Schmuck angezogen haben. Und das Haus lacht Dich hell und freundlich an, als wollte es sagen: ei, eine allerliebste Herrin, die ich bewahren soll! Die Thüre, die Gänge sind mit Blumen geschmückt — sie sollen Dir immer blühen, Theodora, Dein ganzes Leben lang. Und ich führe Dich durch das Haus! Hübsche, helle, freundliche Räume! Du willst hier weilen, dort weilen, Du willst die Möbel hier besehen, dort den Schrank mit Glas und Geschirr, aber ich lasse Dich nicht, ich dränge Dich fort, Du kommst in Dein Stübchen. Und ich nehme Dich in den Arm und sage — wenn ich vor seligen Thränen werde sprechen können — „das ist das Nestchen, das ich meinem Vögelchen gebaut.“ Und Du siehst Dich um, da steht der neue Flügel — mit gutem Tone, er wird Dich freuen. Dort der Tritt mit Deinem Arbeitstischchen, von einem großen Epheugitter umrankt. Vor dem großen Spiegel ein zierliches Blumentischchen — dort das kleine Sopha, auf dem ich manchmal bei Dir sitzen werde — ach, mein Dornröschen, mit welcher Lust habe ich Alles selbst zusammengetragen, um Dir Dein Zimmer behaglich zu machen, bis auf die Seife in Deinem Waschtische, bis auf das Feuerzeug und den

Wachsstock, nichts, nichts sollst Du vermissen Ich kann nicht mehr schreiben, die Freude übermannt mich, mir zittert die Hand. Morgen reise ich ab, übermorgen stehe ich am Bahnhofe — und habe ich acht Monate keinen Gruß für Dich gehabt als „lebe wohl", so rufe ich jetzt: „willkommen!" Willkommen — ach welch herrliches Wort! Es klingt so frisch aus der Feder, willkommen mein Vögelchen, willkommen, mein Dornröschen, willkommen, meine Theodora, mein Weib, mein süßes, geliebtes Weib!

Das war der letzte Brief. Warum der letzte? Natürlich der letzte, dachte ich, denn sobald sie seine Frau war, brauchte er nicht mehr zu schreiben.

Ich brachte am Abend Steinhaus die Briefe zurück Ich sagte ihm, daß sie mich sehr erfreut hätten, von einer so zärtlichen, so hingebenden Liebe zu erfahren sei immer ein Vergnügen.

„Zärtliche und hingebende Liebe, ja wohl," erwiederte der Alte, „das ist das rechte Wort." Und er schloß die Briefe ein.

„Wie glücklich müssen die Menschen gewesen sein," fügte ich hinzu.

„Glücklich," sagte der Alte und schüttelte den Kopf.

„Nicht glücklich? Und warum nicht?"

„Sie kamen auseinander."

„Auseinander?“

„Auseinander“, ſagte der Alte mit langſamem, traurigen Ausdruck.

„Aber wie? Erzählen Sie.“

„Hm, mein Freund reiſte am beſtimmten Tage nach D. und wartete am Bahnhofe auf ſein Mädchen, ſie kam nicht.“

„Sie kam nicht?“

„Sie kam nicht. Drei Tage unter wachſender Angſt ging mein Freund nach dem Bahnhof — ſie kam immer nicht. Endlich erſchien ein Brief. Die Aeltern hatten entſchieden ihre Einwilligung verſagt. Die Beiden waren verſchiedener Religion, darüber konnten die Aeltern nicht hinaus. Sie hielten die Tochter feſt zu Hauſe — und mein Freund war um ſein Weib.“

„Und wie trug er's?“

„Er hat entſetzlich gelitten. Wochen lang floh ihn der Schlaf, er aß nicht, er konnte nicht von dem Gedanken loskommen. Er war ein kräftiger Mann, aber ich habe ihn weinen ſehen wie ein Kind. Und als er mir einſt an die Bruſt ſank und mit tiefem Schmerze ſagte: „man hat mir mein Vögelchen genommen“, da habe ich mit ihm geweint.“

„Und endlich?“

„Es ſind Jahre darüber hingegangen, er iſt ſtill und ernſt geworden. Vergeſſen konnte er ſein Dornröschen nie. Noch immer trägt er den kleinen Ring mit fünf Diamanten und zuweilen fällt ſein Blick wehmüthig darauf. Er wohnt einſam in dem Hauſe, das er für ſie gebaut. In ihrem

Zimmer ſieht noch Alles unberührt, wie er es eingerichtet hatte, und Sonntags Nachmittags, wann die Fabrik ruht und alle Welt die Mühen der Woche in Luſt und Fröhlichkeit vergißt, geht er auf das Zimmer ſeiner Theodora und ſchließt ſich da ein. Er liebte eben zu tief, zu zärtlich. Solche Herzen heilen nie wieder.“

„Und was iſt aus dem Mädchen geworden?“

„Ei nun, ſie war jung und hübſch, es fanden ſich andere Bewerber —“

„Und iſt ſie glücklich?“

„Das weiß ich nicht,“ ſagte der Alte trocken.

„Kann man mit einem Zweiten glücklich ſein, wenn man ſo geliebt worden?“

„Das weiß ich nicht,“ wiederholte Steinhaus trocken und brach ab.

Am andern Tage war ich wieder bei dem alten Herrn. Während unſeres Geſprächs fiel mein Blick unwillkürlich öfter auf das ſchwarze Kiſtchen. Er bemerkte es und ſagte endlich: „Sie wollen wol noch ſo ein Packetchen?“ Ich bejahte und fragte zugleich: „wie kommen Sie zu dieſen Briefen?“

„Wenn Zwei ſich lieben,“ erwiederte er, „ſo ſagen ſie ſich es erſt mit den Augen, dann mit Worten, dann ſchreiben ſie ſich. Kommen ſie dann auseinander, ſo ſchicken ſie ſich Briefe, Locken, kurz Alles das, was man Liebespfänder

nennt, gegenſeitig zurück. Man nennt das: ſie ſind anſtändig auseinander. Es iſt eigentlich ein dummer Gebrauch. War die Liebe zwiſchen zwei Leuten keine echte, war ſie ein flüchtiges Gefallen, das wol oft für Liebe genommen wird, ſo haben dieſe ſogenannten Liebespfänder gar keinen Werth, der Austauſch iſt eine überflüſſige Sache, jeder thäte am beſten, er würfe die ſeinigen in's Feuer. War die Liebe aber eine echte, bringen die Verhältniſſe eine echte Liebe auseinander, ſo gewinnen dieſe Liebespfänder einen zehnfachen Werth; ſie ſind ja die einzige Erinnerung an ein Glück, das für immer verloren iſt. Und daß man dieſe umtauſcht, iſt dumm. Mein Freund hat die Briefe Theodora's nicht zurückgegeben und bewahrt ſie als einen theuern Schatz."

„Und doch erhielt er die ſeinigen wieder?"

„Die Aeltern Theodora's wollten das Verhältniß in aller Form gebrochen ſehen, und ſo mußte ſie dieſelben ſchicken. Die zurückgegebenen Briefe haben für den Schreiber keinen Werth mehr — und ſo habe ich manches Päckchen erhalten und meine hübſche Sammlung angelegt." Bei dieſen Worten öffnete Steinhaus das Kiſtchen, und nahm ein anderes Packet heraus, das er mir gab, indem er ſagte: „Sie fragten mich geſtern, wie mein Freund den Verluſt ſeiner Liebe trug. Hm, ſo etwas trägt ſich verſchieden, je nachdem die Charaktere ſind. Es giebt tiefe Gemüther, die nie vergeſſen, andere, die ſo etwas leichter überwinden. Wie ein tiefes, ſtarkes Gemüth den Verluſt der Liebe trägt, können Sie aus dieſen Blättern ſehen. Es ſind Tagebuchsblätter eines Mädchens.

Sie war feſt und feierlich unter Einwilligung der beiderſeitigen Aeltern mit einem jungen Arzt verlobt. Dieſer war arm, und die erſten Jahre eines jungen Arztes ſind wenig Gewinn bringend.

Mangel, vielleicht Schulden waren die Urſachen, die hier wirkten. Nachdem er ein Vierteljahr nicht geſchrieben hatte, las das Mädchen in der Zeitung ſeine Verlobung mit einer Andern. Sie beſtand darauf, es habe ſich jemand einen ſchlechten Scherz gemacht, ſie war durch alle Beweiſe nicht von ſeiner Untreue zu überzeugen, bis nach drei Tagen ein Brief von ihm ihr es als wirklich beſtätigte. Da freilich begriff ſie daß ihr Verhältniß auseinander war.“

Nie hatte ich geglaubt, daß das Wort „auseinander“ ein ſo fürchterliches wäre. Der eigne Ton von Kälte und Bitterkeit, mit dem Steinhaus es ausſprach, ließ mich das Wort erſt in ſeiner ganzen Bedeutung erkennen. Auseinander. Blos ein Verhältniß? Nein, auch das Glück, auch das Herz bricht auseinander.

Die Tagebuchblätter waren von zierlicher, weiblicher Handſchrift. Auch in ihnen ſind keine Verwickelung, keine Begebenheiten zu finden, ſie enthalten faſt nichts als den fortgeſetzten Kampf eines zum Tod verwundeten Herzens gegen den ewig nagenden Schmerz. Es ſind keine täglichen Aufzeichnungen, nur in größern Zeitabſchnitten ſcheint die Schreiberin einmal verſucht zu haben ihrem Herzen Luft zu machen.

— Am 16. Februar verlobte er ſich mit M . . . und am 23. bekam ich ſeinen Abſchiedsbrief. So wähnen wir uns oft noch glücklich, während unſer Schickſal ſchon grauſam entſchieden hat.

März, 1847.

Es iſt vorbei! Alles, Alles hin! Leben, Glück, Hoffnung, Alles zernichtet mit dem einzigen kleinen Satze: ich liebe Dich nicht mehr. Wieder zurückgeſtoßen in die dumpfe öde Nacht, aus der mich ſeine Liebe erweckte, zurückgeſtoßen, um niemals wieder zu erwachen zu einem ſeligen Augenblicke!

Was that ich Dir, daß Du ſo grauſam an mir handelſt? Nur Gott im Himmel und Du allein weißt wie ich Dich geliebt, wie mein ganzes Sein und Denken in der Liebe zu Dir aufging, wie ja all mein Streben darauf gerichtet war Dich glücklich zu machen, und Du allein kannſt auch nur begreifen wie fürchterlich elend mein ganzes Leben vor mir liegt. Alle, alle Blüthen ſind geknickt, und es giebt keine Hoffnung mehr als den Tod. Du freundlicher Befreier von allen Schmerzen und Qualen, warum zögerſt Du meinen Leib zu zertrümmern, wenn die Seele doch zerrüttet iſt? Rudolph, — ich darf nie wieder ſagen „mein Rudolph", — wie war es Dir möglich mich aufzugeben, die Dich liebt, wie kein Menſch auf Erden Dich jemals wieder lieben wird, und wenn Tauſende ihre Herzenswärme zu einer Liebe verſchmelzen könnten! Rein und heilig war meine Liebe, feſt und treu wie der Glaube an Gott, und ich fühle es, ſie wird es

bleiben mein Leben lang. Für mich giebt es keine Zukunft und kein inneres Leben mehr, öde und kalt wie ein ausgebranntes Gebäude iſt meine Bruſt, ich konnte nur ein Mal wahrhaft lieben, aber für die Ewigkeit.

22. März 1817.

Der Frühling kommt wieder! Heiter lächelt uns die Sonne an und Hunderte von Menſchen ziehen an unſerm Hauſe vorüber, um die reine Luft zu genießen, und ſich von Neuem nach einem langen kalten Winter ihres Lebens zu freuen. Das kann ich Arme nicht mehr. In mir iſt es noch tauſend Mal kälter und öder, als der lange Winter es war. Mir iſt Alles genommen, Glauben, Liebe, Hoffnung, jede Freude des Lebens geknickt. Theilnahmlos ſchaue ich in's Leben, mag es nun immer noch mehr Trauer bringen oder nicht. Mich erfreut kein Frühling und kein Sommer. Warum denn mir aber auch ſo Alles genommen, ich verlangte ja ſo wenig? Mögen Andere glauben, wenn ich lächle, ich ſei getröſtet. Man kann auch mit gebrochenem Herzen in Anderer Gegenwart lachen, wenigſtens ich vermag meine Gefühle ſo weit zu unterdrücken, und dieſe Kraft iſt eine Wohlthat; denn kein Menſch auf der ganzen weiten Erde könnte begreifen wie ich geliebt und wie ſelig mich dieſe Liebe machte, darum wird niemand begreifen wie tief und nagend mein Schmerz iſt und ich verberge ihn vor Andern. Wollte ich doch ſelbſt ihm gegenüber kalt und gleichgültig erſcheinen

können! Aber wann ich allein bin, dann tritt der Schmerz mit Gewalt zu mir und dann fühle ich mein Elend in seiner ganzen Größe! Ich laufe viel spazieren, Stunden weit, um müde zu werden, denn mich flieht der Schlaf. O, nur eine, eine Nacht voll Schlaf möchte ich einmal! Auf einsamen Feldern gehe ich, wo kein Begegnen eines Menschen mich stören kann und in den jetzt todt liegenden schwarzen Feldern, die in öder Gleichheit sich um mich herum dann ausbreiten, erblicke ich ein Bild meines Lebens — ach es ist ja auch so kahl! Ich suchte es sonst in den Wolken, aber das paßt nicht mehr, denn jetzt ist der Himmel freundlich und heiteres Blau lächelt mich an. Des Abends leuchten mir die Sterne mit freundlichem Schimmer, — auch sie bringen mir jetzt Trauer! Ich darf sie ja nicht mehr als Boten der Liebe begrüßen, für mich gibt es ja keine Liebe mehr. Seine Liebe war mir heilig, ich fühlte mich durch sie erhoben und lebte ein herrliches Leben. Jetzt ist Alles zusammen gebrochen, jeder Lichtfunke ist erloschen, todt und kalt ist es in mir, denn Alles war ja Lüge! Das ist ein Schmerz, der mich selbst in jenes Leben begleiten wird, denn er ist nie zu überwinden. Wohl verdiente ich seine Liebe, aber nicht solche Täuschung! Neulich, als ich nach einem mir unbekannten Dorfe ging, sah der Eingang zu demselben genau so wie der Eingang nach O . . . . . auf dem Bilde aus, das er mir geschickt, und als ich mir nun ausmalte, wenn es wirklich so wäre, wie schlug mir das Herz! Ach könnte ich doch einmal hin und ihn nur einmal sehen, ob es wirklich derselbe Rudolph

ſei, der mir ſo oft verſichert: ich ſei nothwendig zu ſeinem Glück, wie das Athmen zum Leben.

Am Freitag war ſein Geburtstag! Ich Arme, ich durfte ihm nicht mehr Glück wünſchen, ich konnte nichts thun, als Gott bitten: er möge ihn behüten und beſchützen! Ich ſtand allein, der untergehenden Sonne gegenüber, weit, weit von der Stadt, auf dem Wege, den ich einſt, ach erſt vor zwei Jahren ſo ſelig mit ihm gewandelt war. Und zu derſelben Zeit war er wahrſcheinlich bei ihr, und kein Gedanke gehörte derjenigen mehr, die ihm ja das Höchſte und Beſte auf Erden war, ach noch vor wenig Monden. Ich möchte ihm ſo gern wünſchen, daß mein Bild gänzlich aus ſeinem Gedächtniß geſchwunden ſei, damit es ihm keine ſchmerzliche Erinnerung biete, und doch iſt dieſer Gedanke ſo fürchterlich troſtlos! Es liegt ja immer noch eine ſüße Freude darin zu glauben, daß manchmal unſer gedacht werde.

10. April 1847.

Alſo auch Du ſollteſt jetzt traurig ſein und denſelben Schmerz erfahren — da zurückgeſtoßen zu ſein, wo du liebſt? Armer Rudolph? Man ſagt ſeine Braut habe ihn zurückgewieſen; noch weiß ich nicht ob es Wahrheit iſt oder bloßes Gerücht. Iſt es aber Wahrheit, dann ſollte mir es unendlich weh thun, wenn er mich umſonſt aufgegeben, da ich mir immer noch denke daß ihm dieſes Aufgeben doch weh gethan hat. Ich kann mich nicht über ſolche gerechte Strafe, wie es die Leute nennen, freuen, es iſt nur ein neuer

Kummer für mich auch ihn traurig zu wiſſen. In mir wird es täglich leerer, mich ſchmerzt mein Kopf von allen trüben Gedanken. Ich ſoll und werde reiſen; um mich zu zerſtreuen, ſagt man. Gibt es denn für ſolchen Schmerz Zerſtreuung? Er wird mir ja überall folgen, ginge ich auch an's Ende der Welt! Ich gehe zu meinem Bruder nach C . . . . , er iſt ſo gut und will mir helfen meinen Schmerz tragen.

Aber mein Schmerz kann nicht geheilt werden. Es iſt ja nicht der Verluſt des Mannes, den ich betraure, denn ich denke nicht ſo niedrig nur einen Mann beſitzen zu wollen. Ach Gott, das wäre wol zu erlangen! Nein, der Gedanke iſt entſetzlich denjenigen, den ich ſo heiß, ſo wahrhaft geliebt, den ich ſo hoch geſtellt im Vergleich mit Andern, den ich ſtets edler und beſſer fand, jetzt von allen guten, edlen Menſchen verachtet zu ſehen, ihn ſelbſt von denjenigen, die vielleicht ſelbſt einmal betrogen, beſchimpft zu hören — und das Schrecklichſte, wenn ich meinen Verſtand frage, es ſelbſt thun zu müſſen, mag auch das Herz noch ſo ſehr dagegen kämpfen. Das iſt eine Qual, eine fortdauernde Marter, die ſelbſt die Zeit nicht heilt. Aber dieſen Schmerz verſtehen ja ſo wenige, daß ich ihn unterdrücken muß, denn man denkt ja ſonſt: ich weine nur um den Verluſt eines Mannes.

Bei dem Gerücht er habe die Braut verloren fiel mir unwillkürlich ein: er könnte zu mir zurückkehren, aber das wäre fürchterlich, denn nie nie könnte ich zurückkehren. Ich bin weit entfernt ihn zu haſſen, aber ſein Abfall iſt nie ungeſchehen zu machen und keine Rückkehr möglich. Ich habe zu

hohe, zu heilige Begriffe von der Ehe, als daß ich je eine Verbindung ohne Vertrauen, ohne Achtung schließen könnte. Und darum wäre jede Rückkehr unmöglich, denn ich würde ihm nicht die Gattin sein können, die ich in meinen eignen Augen sein müßte, um das Bild zu verwirklichen, das mir als solche vorschwebt, die wahrhafte, erste und beste Freundin des Mannes. Denn diese muß vertrauen können und achten, sonst stürzt die Liebe in sich selbst zusammen. Und einmal verscherztes Vertrauen ist nie wieder zu erlangen.

Doch hoffentlich ist das Gerücht nicht wahr. Mögen sie froh und glücklich sein, das ist eher ein lindernder Balsam für mein Herz, als jede Strafe; mein Schmerz bleibt ja unter allen gegenwärtigen und kommenden Verhältnissen sich gleich.

d. 19. April 1847.

Mein Geburtstag! Du lieber Gott und welcher! In der Natur stürmt es und ist rauh und kalt, in mir ist Ruhe, wenn auch kein Friede, es ist die gleiche kalte Ruhe des Todes. Warum denn nicht auch im Aeußern todt?

Seit mir der so viel sagende Kuß und das so einfache Wort „mein Kind" von den Lippen meiner herrlichen Mutter fehlen, habe ich nie mit Hoffnung für die Zukunft ein neues Jahr angefangen. Die beiden letzten Jahre war es freilich anders, da hoffte ich wieder und fand in den Liebesworten Rudolphs einen Ersatz für den fehlenden Kuß der Mutter — o Gott im Himmel, Rudolph, Rudolph! —

Gotha, d. 14. Mai.

Hier ſitze ich nun einſam in fremder Stadt, unter fremden Menſchen! So eben ſchlägt die Uhr neun. Es iſt nicht der volle, wohlklingende, bekannte Ton aus der Vaterſtadt. Wenn ich auch träumen möchte in der Heimath zu ſein, die Glocken werden mich immer daran erinnern daß ich ein armer Zugvogel bin. Und warum? O Rudolph, Rudolph!

In M....., ſeiner Vaterſtadt, ſprach ich Herrn B.., es war ja ein bekanntes Geſicht. Mir ſchlug doch das Herz gewaltig, als ich M.....s Thürme ſah. Glücklich zog ich einſt von dannen, und traurig, in tiefſter Seele betrübt fuhr ich dieſes Mal vorüber. Reizend lag die Gegend um mich ausgebreitet, in neuem, friſchen Grün um mich herum die Natur und doch konnte es mich nicht erfreuen. Es iſt gräßlich wenn uns Alles ſo gleichgültig iſt. Sonſt entzückte mich jeder grüne Rain, der durch graue Felder ſich hinzog und jetzt ſtarre ich theilnahmlos darauf hin. Rudolph! Rudolph!

Auf dem Dampfſchiffe.

Alſo auf dem Rheine! Ja, er iſt ſchön und herrlich, aber mich drückt er fürchterlich nieder.

Könnte ich mich doch auf einen ſo wundervollen Berg hinlegen in die grün bedeckte Erde und ſchlummern, ſchlummern, um nie wieder zu erwachen. Dürfte ich mich in deinen Wellen begraben, du ſchöner Rhein! Ein kleiner Schritt und aller Kampf und Schmerz hat ein Ende! Und doch

vermag ich dieſen Schritt nicht zu thun, er brächte mir am Ende neue Qualen — und keine Ruhe, wenn er auch die jetzigen Schmerzen ſtillte!

Cöln, den 29. Mai 1847.

Mein Herz iſt ein hartnäckiges Ding zu ſeiner eignen Qual. Könnte ich doch leichter vergeſſen! Ich wünſche es manchmal — und doch möchte ich um Alles in der Welt die Erinnerung nicht hingeben. Was iſt das Leben? Ein Wünſchen und Sehnen — und dann das Aufgeben dieſer Wünſche, denn ſie werden ja ſo ſelten erfüllt. Gott, ich verlangte ja ſo wenig — und doch! Könnte ich ihn nur noch ein einziges Mal ſehen und ſprechen, noch einmal mit ihm allein ſein! Dieſer Wunſch und die Hoffnung daß er doch noch einmal erfüllt wird iſt es, was mir jetzt das Leben manchmal ſogar wünſchenswerth macht!

Cöln, den 21. Juli 1847.

Arme, arme Emma! Eben ſo arm wie im erſten Augenblicke des Schmerzes bin ich noch heute, und ich möchte faſt ſagen ärmer, denn ich lerne täglich mehr einſehen daß ſelbſt die Zeit, die uns als der beſte Arzt für jede Wunde erſcheint, für mich kein Balſam iſt; denn immer tiefer und ſchmerzlicher empfinde ich den Verluſt einer gleichgeſtimmten, geliebten Seele! Je mehr ich von der Welt ſehe und erfahre, deſto mehr fühle ich das Bedürfniß mich darüber auszu-

ſprechen. Sonſt konnte ich jeden Gedanken, jede Empfindung ihm mittheilen; war er auch nicht bei mir, ich durfte ihm doch ſchreiben, er verſtand mich und that mir niemals wehe. Das iſt es, was ich verloren, um was ich traure. Glänzende Verhältniſſe ſind es ja nicht, die ich verloren. Im Gegentheil, es gibt vielleicht ſelten eine Braut, die ſo bittere, unangenehme Dinge durchzumachen hat, als ich es mußte; aber ich hatte einen feſten Stützpunkt in dem unerſchütterlichen Glauben an ſeine Liebe — und darum war ich glücklich! Ich freute mich meiner goldenen Zukunft, wo ich allein auf ihn beſchränkt, mit ihm und in ihm ſo unendlich glücklich ſein würde. Dieſes himmliſche Gefühl für jemanden im Leben nothwendig zu ſein, zu wiſſen wofür man lebt, die belebende Kraft in ſich zu fühlen dem Geliebten das Daſein verſchönern zu können, ihn glücklich zu machen, dieſe Wonne Alles das thun zu dürfen für einen einzigen freundlichen Blick aus ſeinem Auge — Alles das mit einem Male vernichtet zu ſehen, und nur leben zu müſſen, weil man einmal geboren iſt, das iſt ein ſolch tief durchſchneidendes Weh, daß ſelbſt der Zeit es ſchwer werden wird, ihre allmächtige Kraft zu bewähren. Und doch will und ſoll ich ſcheinen als hätte ich vergeſſen. Niemand glaubt daß ich, ſo wohl und blühend ausſehend, einen ſchweren Kummer in mir tragen könnte. Meiſtens gelingt es mir unter heiterer Miene meinen Schmerz zu verbergen. Aber wann ich allein bin, ſinkt die Kraft zuſammen und die ganze Armſeligkeit meines Lebens drückt mich nieder.

Am Sonntag war es ſo ſchön und ich war wirklich einmal heiter, denn wann ich in Gottes ſchöner Natur bin, komme ich mir freier vor. Ach könnte ich für mich allein auf ſo einem Berge leben! So verändern ſich die Wünſche der Menſchen! Noch vor einem Jahre erſehnte ich mir eine kleine Häuslichkeit, mit dem niedlichſten Stübchen wäre ich zufrieden geweſen, und jetzt iſt mir Alles zu eng, ich möchte immer weiter hinaus in die Welt — und fände doch keine Ruhe. Wir waren auf dem Drachenfels, es war wunderſchön; zu unſern Füßen der Rhein und das reizende Nonnenwerth! Mit wahrer Wonne kletterte ich auf der Ruine herum und blickte um mich, überall wonnevolle Freiheit, kein beengender Raum drückte mich nieder, ich hätte mögen da bleiben! Und doch blieb der Schmerz auch hier nicht aus. Denn als ich erhaben über den Menſchen mich Gott näher fühlte, da ſeine Schöpfung ſo großartig und herrlich vor mir lag — dachte ich Deiner — und die alte Qual war wieder da. Man lacht mich immer aus, wenn ich keine Gefahr ſcheue und Alles mit unternehmen möchte, was gefährlich ausſieht. Sie begreifen nicht daß das Leben ſeinen Werth verliert, wenn wir unnütz hier wandeln und nicht für jemanden leben können. — Wir fuhren dann in einem kleinen Nachen nach Bonn zurück. In Bonn beſahen wir das Naturaliencabinet und wieder und immer wieder trat Dein Bild lebhaft vor meine Seele. Ich hätte Dich ſo gern neben mir gehabt, denn Alles dies intereſſirte Dich, es gehörte ja ſo recht eigentlich zu Deiner Wiſſenſchaft. Und ſo mag ich denn hingehen wohin ich will,

ich muß ja immer Deiner denken. Alles hat einen Zuſammenhang mit Dir — und Du haſt Dich von mir abgewendet.

Brüſſel, d. 15. Sept. 1847.

So habe ich mich denn entſchloſſen mit Sch . . s nach Rom zu reiſen. Ich werde die Kinder beaufſichtigen. Die Stellung wird hier und da etwas Unangenehmes haben, ich werde fremden Leuten, die die Verhältniſſe nicht kennen, als eine bezahlte Dienerin erſcheinen. Es ſoll mich nicht kümmern. Sch . . s ſind ſo gut, ſie werden ſchon den Ton finden, der mir meine Stellung nicht drückend ſein läßt. Sehe ich doch die Welt.

So ſitze ich denn in Brüſſel, in einem eleganten Zimmer, in einem reichen Armſtuhle. Ich komme mir vor wie ein armes, verwunſchenes Fräulein in einem Märchen, ſo gänzlich hat ſich mein Leben verändert. Mir iſt als habe ich geträumt oder träume jetzt. Die Herbſtſonne, die Du Dir freundlich auf uns als Mann und Weib ſcheinend dachteſt, ſteht über mir und begleitet mich auf meiner Lebensbahn, die mich weiter und immer weiter von Dir führt. Sie ſcheint auch wol freundlich, aber kalt für mich, denn ſie ſendet mir den Thau der bitterſten Thränen; nur wenn ſie verſinkt wird mir wohler, denn dann ſchließen ſich die müden Augen und der Traum führt mir doch manchmal vergangene Zeiten zurück. Und ſo will ich mich auch jetzt ſchlafen legen. Gute Nacht, ihr Lieben allzumal in weiter Ferne, Gottes Sterne

ſcheinen auch hier freundlich auf mich nieder und ich vertraue dieſen heiligen Zeichen ſeiner Güte und Größe.

Genua, Octbr. 1847.

Mein Leben iſt jetzt ein ewiges Gehen und Kommen, eine ſtete Abwechslung aller äußern Gegenſtände, nur der Schmerz bleibt ſich gleich, er iſt weder einer Abwechslung noch eines Verſchwindens fähig, er iſt zu tief und wirklich, um nicht zu bleiben.

In Paris habe ich nicht geſchrieben, obgleich wir zwölf Tage dort waren. Es iſt intereſſant in ſeiner Größe und Pracht, aber es iſt Alles nur auf's Aeußere berechnet und obgleich manch Unglücklicher darin ſeufzen mag, da es ja zu viel Menſchen in ſich birgt, ſo hat es doch nicht den Anſchein davon. Die Kunſtſchätze und Gemälde im Louvre haben mich ſehr intereſſirt, ſo wie die großartigen Plätze der Stadt ſelbſt. Auf dem Kirchhofe war mir wohl. Da lagen ſo viele, die ihr Leben lang gekämpft für Freiheit, Frieden und Vaterland und doch Alles das erſt in ihrer ſtillen Gruft fanden, viele, die Tauſende durch ihre Geiſtesgaben entzückt, und auch Unglückliche, die ihr Leben vertrauert haben. Sie haben Alle Frieden und Ruhe, fühlen nicht den ſchweren Stein, der auf ihnen liegt, um der Nachwelt zu zeigen wo ihr armer Körper ruht. Ich ſtand am Grabe von Abailard und Heloiſe. Die Armen, die das ganze Leben getrennt waren, und ſich doch ſo innig liebten, jetzt ſind ſie längſt

vereinigt. Und ich dachte mir: auch mein Leben hat ein Ende, auch ich werde einſt ruhen. Doch iſt für mich dieſer Troſt nicht gänzlich beruhigend, denn wenn mir auch die Hoffnung bleibt ihn einſt wieder zu finden, ſo bleibe ich doch getrennt von ihm, weil ich kein Recht mehr an ſeine Liebe habe, da er ſie mir entzogen und einer Andern geſchenkt hat. Glückliche Heloiſe! Im Leben geliebt und im Tode vereint!

Jetzt bin ich in Genua, weit, weit von der Heimath, mit allen meinen Gefühlen gänzlich auf mich angewieſen. Iſt es mir auch öfter als müßte ich vor Jammer vergehen, ſo werde ich es doch nie bereuen dieſe Reiſe mit gemacht zu haben, mir geht es ja gut, und was mir nicht gefällt, überwinde ich mit kräftigem Willen, ich wollte es ja ſo!

Die Reiſe durch das ſüdliche Frankreich war nicht ſehr angenehm, denn das Land iſt öde und alle Dörfer und kleinen Städte, durch die wir gekommen, ſind wie ausgeſtorben, in den Städten iſt es nicht heimiſch und wohnlich und Alles ſo ſchmutzig. Die Menſchen wiſſen nichts Anderes als Geld, was ſie auf alle mögliche Art zu erlangen ſuchen, gleichviel ob ſie ihre Nebenmenſchen dabei betrügen und dabei ſind ſie ſo unfreundlich. Gott, das iſt Alles ſo kleinlich und Deine Welt iſt ſo ſchön. Es iſt auch wonnig ſo hinein zu fahren und dich in deiner Größe immer wieder zu finden.

Ich habe nun das Meer geſehen und beim erſten Anblick deſſelben hätte ich aufjauchzen mögen wie ein Kind über ſeine Schönheit. Dieſe wundervollen blauen und grünen Wellen, dann wieder einmal ganz ſchwarz wie die Nacht. Ich

hatte mir nicht zu viel vom Meere verſprochen, es iſt nur noch ſchöner, als ich gedacht. Für mich hat es nichts Gefährliches in ſeiner Unermeßlichkeit, nein, nein, vielmehr etwas bezaubernd Verführeriſches, denn mir iſt als winkten die Wellen: komm zu uns, in uns iſt Frieden und Ruhe! Ach ja, ihr dunkeln Wogen, in euch muß es ſchön ſein! Aber für mich gibt es nur noch eine Hoffnung für das Jenſeits, meine Mutter, und ich will mir den Weg zu ihr nicht durch Eingreifen in Gottes heiligen Willen ſelbſt verſchließen. Darum, ihr Wellen, darf ich eurem Winken nicht folgen, ſo gern ich auch möchte, es müßte ja eine Wonne ſein in euch zu verſinken. Aber ich wende meinen Blick nach oben, nach dem blauen Himmel und den funkelnden Sternen; dort oben, wo Alles licht und klar, muß ſie ja ſein; von allen Daheimgegangenen gehört ſie zuerſt in des Himmels Regionen. Bei dir, meine himmliſch gute Mutter, werden alle Schmerzen ſchweigen. Du warſt mir ja das Heiligſte und Beſte, was ich auf Erden kannte. Und du Heilige ſchützeſt dein Kind noch immer vor jedem Frevel, wenn ich auch oft in tiefem Jammer durch einen gewaltſamen Schritt die Ruhe ſuchen möchte. —

Ein Jahr iſt vorüber ſeit ich ihn nun nicht geſehen und doch ſchwebt ſein Bild mir immer deutlich vor der Seele, noch vergeht kein Augenblick, wo ich nicht ſein gedenke, und nie mit Haß. Rudolph, ich liebte Dich ja zu wahr und innig, um je Dich vergeſſen zu können.

Tauſende von Männern begegnen mir jetzt auf meinem Wege, aber keiner intereſſirt mich. Nur mit einem, den wir

von Lyon aus auf dem Dampfſchiffe trafen, hätte ich gern einmal geſprochen. Er hat eine wunderbare Aehnlichkeit mit Rudolph und wann ich ihn anſah, traten mir immer die Thränen in die Augen, und doch mußte ich ihn immer wieder anſehen. In Avignon verlor ich den Anblick und mir that das Scheiden dieſes Mannes weh, obgleich ich ihn nicht kannte. Doch als wir in Marſeille uns einſchifften, ſtand er mir auf einmal wieder gegenüber und mich durchfuhr ein freudiges Erbeben! O Emma, Emma, alſo noch ſo ſchwach biſt Du, Dein Stolz iſt ſo verſchwunden und gedemüthigt, daß Du Dich gar nicht losreißen kannſt! Ach leider muß ich mir ſelbſt eingeſtehen daß ich noch nicht anders kann.

Ich hatte einſt im Leben zwei große Wünſche, für die ich ſchwärmte: ein Kind zu beſitzen — und das Meer zu ſehen. Der eine iſt erfüllt, aber um ihn zu erreichen mußte ich erſt dem andern entſagen, denn ich werde ja nie wieder lieben — und ohne Liebe heirathen? Nein, nein und tauſend Mal nein, und ſollte ich zeitlebens dienen müſſen.

Mit Dir das Meer zu ſehen wäre zu ſchön geweſen, ein Kind zu beſitzen zu große Wonne; ich glaube ich wäre in Freude und Seligkeit untergegangen, ſo wie ich jetzt in Schmerz ſtumpf und gleichgültig geworden. Und ich muß heiter erſcheinen — ich ſinge den Kindern vor! Es gehört viel Kraft dazu das ruhig zu können. Manchmal wann mir vor Schmerz die Bruſt zerſpringen möchte, drücke ich die Hand dagegen und bitte Gott mir zu helfen in dem harten Kampfe

Livorno, Oct. 1847.

Was doch ein Bischen Geld und Stellung im Leben thut. Reiste ich unter andern Verhältnissen und wäre gleichwol dieselbe, so würde jeder die Gnade haben auch mit mir zu sprechen; so aber halten sie mich für eine Dienerin und finden es nicht einmal der Mühe werth mich zu grüßen. Meinetwegen, das soll mich wenig kümmern; ich bin doch auch zu stolz um mich über solche Erbärmlichkeiten der Menschen gekränkt zu fühlen.

Das Alles macht mich nicht traurig, aber weinen möchte ich immer, wenn ich sein Ebenbild ansehe. Ich fühle daß ich noch nicht ertragen könnte ihn selbst zu sehen, ihm scheinbar ruhig entgegen zu treten. Schon diese Aehnlichkeit erschüttert mich, wie viel mehr würde dieß sein wirklicher Anblick — und so viel Stolz besitze ich doch noch ihm nicht zeigen zu wollen wie tödtlich er mich verletzt hat, obgleich er es wissen müßte, wenn er einen ruhigen Augenblick darüber nachdächte.

Mein Gott, womit habe ich denn ein so schweres Leid verdient.

Rom, 29. Oct. 1847.

Wenn ich nicht Frau Sch . . . hätte, die ich von ganzem Herzen jetzt lieb gewonnen, ich verginge in dieser Einsamkeit. Aber sie erleichtert mir das Leben und wann sie da ist und mir so mancherlei erzählt bin ich ruhiger. Sie ist die Gattin,

wie ich ſie mir denke. Kein unzartes Wort verletzt ihre Umgebung und mit dem feinſten Gefühle behandelt ſie namentlich die Kleinigkeiten, die falſch behandelt ſo oft zu Bitterkeiten werden. Und dennoch bin ich recht arm. Wie oft wird ein ſolches Verhältniß gebrochen und Alle haben ſich wieder aufgerichtet. Nur ich kann es nicht, mir iſt jede Schwungkraft gelähmt. Wie mir im erſten Augenblicke des Schmerzes zu Muthe war, eben ſo arm, ſo elend iſt es mir noch jetzt, und wenn ich mit den Kindern ſpazieren gehe, über mir den blauen Himmel, um mich herum bunte Geſtalten zwiſchen grünen Bäumen, unter mir Rom, das daliegt wie ein großes Grab vergangener Zeiten, zu meinen Füßen die lieblichen Kinder ſpielend, dann ſollte ich doch froh und zufrieden ſein, und doch möchte ich gerade dann weinen, weinen bis das Leben ſchwände, denn einſam und arm bin ich dann erſt recht mitten in der herrlichen Gotteswelt. Neulich Morgen waren wir im Coloſſeum und mich überkam im Innern dieſer mächtigen Ruinen ein eignes Gefühl; ich mußte weinen, aber dieſe Thränen waren nicht bitter, ſondern mild. So war es mir, wann ich bei meiner Mutter ſaß und ſo iſt es mir jetzt, wann ich mich gleichſam von der Erde geſchieden fühle. Dieſe Empfindung iſt eine Wohlthat. Sie löſt jede Bitterkeit des Lebens in Milde auf, und wir würden in ſolchen Augenblicken ſelbſt unſern Feind mit Milde empfangen. Feind? Ich habe keinen Feind; es giebt nur einen Menſchen, der mich tödtlich verletzte ohne die Barmherzigkeit zu haben mich gänzlich zu tödten. Aber er iſt nicht mein Feind und nimmer kann ich ihn haſſen.

Auch gedachte ich Dein, Rudolph, doch war das Andenken dieſes Mal nicht bitter, denn mir lag alles Irdiſche ſo unendlich fern. Es war am Geburtstag meines dahingeſchiedenen Bruders und meiner kleinen, lieblichen Nichte Marie; ihn grüßte ich in ſeinem blauen Himmel da oben und für ſie bat ich unſern ewigen Vater ihr ihre Mutter ſo lange als möglich zu erhalten und ſie keine ſolchen bittern Täuſchungen im Leben erfahren zu laſſen.

Rom, d. 6. November 1847.

O Gott wie ſchön, wie wunderbar ſchön iſt deine Welt! Es gibt ſo viele reiche Plätzchen in ihr, wo uns gleichſam alle heiligen und reinen Gefühle eines höhern Lebens zuſtrömen, warum ſind denn nur deine Menſchen ſo grauſam?

Ich gehe täglich hinaus in die hier immer grüne und heitere Natur. Auf den Anhöhen, die ſich um Rom ausbreiten, gehe ich ſpazieren, in wunderbar ſchönen dunklen Baumgängen verweile ich mit meinen Kindern — und doch bin ich nicht heiter. Denn je ſchöner Gottes Welt, deſto tiefer wird der Schmerz allein, ganz allein zu ſein. Das Gefühl wie die Welt ſo ſchön ſei weicht dann der öden, kalten Wirklichkeit. Nicht einmal die Wohlthat der Thränen habe ich mehr, es ſcheint als ſeien ſie verſiegt, da ich ſchon zu viel geweint. So kalt, ruhig und unbeweglich wie hier die alten Säulen und Denkmäler zu meinen Füßen, ſo kalt liegt mir das Herz in der Bruſt, wie harter, todter Stein.

Am Donnerstag habe ich einer großen Feierlichkeit in der Kirche San Carlo beigewohnt, wo der Pabst mit allen seinen Cärdinälen und Gefolge im größten Schmuck eine Messe anhörte.

Ich konnte mein Auge nicht von den milden, freundlichen Zügen dieses Pius IX. abwenden, und während Alles in tiefer Andacht lag, mußte ich immer denken: schlägt unter diesen weißseidenen, goldgestickten Gewändern ein zufriedenes, glückliches Herz? Ich konnte es nicht glauben. Es steht doch einsam, recht einsam auf seiner Höhe!

Rom, d. 8. November 1847.

Gestern Nachmittag, an einem Sonntage, spazierte ich mit meinen Kindern nach der Villa Borgheſe. Das Wetter war wunderschön, wie zum Herumschweifen gemacht, was ich denn auch ein wenig that, indem ich einen dunklen Gang zwischen immer grünen Eichen einschlug und mich so von der Menschenmenge etwas entfernte. Ich that nicht Unrecht, ich entzog den Kindern nichts, da sie die milde Luft ebenso genossen und noch ein besonderes Vergnügen hatten, indem sie Eicheln suchten. So vereinigte sich denn hier die Pflicht mit der Neigung meiner Seele.

Die Menschen fuhren, ritten, gingen an mir vorüber in großer Menge, aber theilnahmlos, mich kannte ja niemand. In allen den glänzenden Wagen saß kein fröhliches Gesicht; mürrisch saßen Mann und Frau bei einander, jedes vielleicht

mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, weit von einander und nur vor der Welt vereinigt. Mitleidig ſahen ſie wol auch einmal auf mich herab, weil ich einſam mit meinen Kindern ging. O ihr Thoren, wenn ihr wüßtet daß auch nicht ein Fünkchen Neid in mir ſich regte, ihr hättet wahrſcheinlich gelacht, und doch iſt's ſo wahr, ich hätte nicht mit euch getauſcht, auch nicht gewünſcht mit irgend einem dieſer ſchönen Männer dahin zu fahren und ihn vielleicht mein zu nennen. O nein, nein, das Treiben der Menſchen ſich gegenſeitig in ihrem Reichthum zu zeigen und zu überbieten kam mir unendlich lächerlich vor, und die hohen ſtummen Eichen waren mir eine anmuthigere Geſellſchaft. Durch ihre grünen friſchen Aeſte blickte der Himmel mit ſeinem ſchönſten Blau und ich ſah mit Wonne hinauf in dieſe Treue.

Wo ſind ſie geblieben die goldenen, glänzenden Träume der Zukunft, die auch ſo freundlich lächelten wie hier der Himmel? Untergegangen im bitterſten Schmerz, zerſtoben in unerreichbare Ferne, aufgelöſt in das grauſamſte Nichts. Ich hätte ja gern Alles hingegeben, allen Luxus des Lebens für den vielſagenden, freundlichen Blick ſeines Auges, wenn er mir ſo geblieben, wie ich ihn einſt freudig überraſcht auf mich gerichtet fand.

Es iſt vielleicht gefühllos bei allen wunderbaren Schönheiten der Natur und der Kunſt nur immer an ſich zu denken. Ich muß mir viele Vorwürfe gefallen laſſen, ihr müßtet mir erſt meine Seele nehmen und eine andere dafür geben, denn dieſe iſt verdüſtert für immerdar und je mehr ich in's Leben

hinein blicke, desto finsterer wird es! Gott, wie unendlich glücklich könnte ich sein! Jauchzend wäre ich an seiner Seite durch's Leben gewandert, nur für ihn, mit ihm lebend! Und Alles, Alles ist mit wenig Worten vernichtet! Heute ging die Sonne besonders schön unter. In dem schönsten Rothgelb prangte der Himmel von ihren scheidenden Strahlen vergoldet, St. Peter stand wie in graue Nebel gehüllt und über ihrer Kuppel war volle Erleuchtung. Ich sah mit Anbetung und Wonne hinein in diesen Himmel, er glänzte mir wie ein Bild vergangner Freude entgegen. So golden, so glänzend, so wonnig war meine Seele, als ich geliebt wurde und lieben durfte, und so wie diese vergoldenden Gluthstrahlen untergingen und nur düsteres Grau zurückließen, in dem nichts zu lesen war, so ging auch mein Glück unter. Die Sonne Gottes erhebt sich wieder und steht morgen eben so glänzend und freundlich wärmend über Rom, aber meine Sonne erhebt sich nicht wieder, sie tauchte zu tief in nächtliches Dunkel!

Rom, d. 4. März 1848.

Lange, lange habe ich nicht geschrieben. Monate sind vergangen, ein neues Jahr ist angebrochen, und auch von diesem bald wieder der vierte Theil in die Unendlichkeit gegangen. Was sollte ich auch schreiben? Es ist und bleibt ja immer dasselbe in mir. Je mehr ich Schönes und Erhabenes sehe, desto mehr empfinde ich den Verlust. Gott, welche Wonne müßte es sein diese Schönheiten mit ihm zu genießen!

Er verſtand mich immer, ich konnte jedes Gefühl mit ihm theilen!

Nein, ich darf mir nicht mehr zurückrufen wie es ſein würde, wenn das Eine nicht geſchehen wäre. Ruhig, ruhig, betrachte mit kaltem Verſtande die Dinge. Er iſt verheirathet und ich wurde betrogen. Vielleicht iſt's beſſer ſo, nur daß man es nicht ſo ſchnell einſieht. Gott vergebe ihm, wie ich ihm vergebe. Aber mein Leben hat er vergiftet, denn meine ſchönſten und reinſten Gefühle hat er mir geſtohlen, um ſie vielleicht zu verhöhnen — und doch kann ich ihn nicht haſſen! Möge er glücklich ſein.

Man muß Rom und Gottes herrliche Welt nicht mit geknickter Seele beſuchen. Und doch freue ich mich immer von Neuem über dieſe Reiſe, denn ſie lehrt mich das Leben von ganz anderer Seite kennen. Ich bin jetzt ſeit beinahe vierzehn Tagen allein mit den beiden Kindern in Rom, unter fremden Menſchen, deren Sprache ich nicht einmal verſtehe. Ich ſchaue jetzt dem Drängen und Treiben des Carnevals zu. Mich ſpricht es nicht beſonders an, mir fehlt wol der rechte Sinn dafür.

Ich ſchrieb ihm einſt: Deine Liebe iſt die Sonne meines Lebens, ſende mir einen Strahl davon, und er wird mich erheben. Er ſandte mir dieſen Strahl und ich war unendlich glücklich — um bald darauf deſto tiefer in Finſterniß zu verſinken. Keine Macht der Menſchen vermag dieſe Finſterniß wieder zu erhellen, nur Gott im Himmel kann mir Ruhe geben, wenn er mich ruft um zu meiner Mutter zu kommen. O meine gute Mutter!

An Bord des Vesuvio, 26. März 1818

Wieder bin ich auf dem Meere, und das Meer iſt ſchön wie immer in ſeiner Unendlichkeit. Ich kehre zurück in die Heimath. Ueberall iſt's unruhig, alle Völker empören ſich gegen ihre Herrſcher und ſchreien nach Freiheit. Mich berührt das nicht, ich bleibe doch mein ganzes Leben Sclavin!

2. December 1818

So ein armes Mädchen iſt doch oft, wenn es gilt jemanden vom Kummer zu befreien, ein recht erbärmliches Geſchöpf. Da ſitze ich daheim in voller Kraft und Geſundheit und zerſinne mir faſt den Kopf wie zu helfen ſei. Ich habe nichts, ich kann nichts, ich darf nichts, nur ſchweigend leiden, das iſt das Ende alles meines Sinnens. Ich habe nur einen Wunſch, nur ein aufrichtiges Gebet zu dir, mein Vater, rufe mich ab, gib dieſe Geſundheit, dieſe Kraft, die auch der vernichtendſten Kränkung widerſteht, ihm, auf daß er ſein Werk vollführen könne, und einſt mit frohem Bewußtſein zurückſchauen möge auf die Tage der Trauer. Erhöre mich, mein himmliſcher Vater, ich habe nur den einen Wunſch noch, alles Andere iſt Nacht für mich geworden, ſeit mir der Faden der Hoffnung ſo gewaltſam zerſchnitten iſt. Bitte, bitte, ich habe nichts mehr, als eine Thräne, womit ich dieſen Wunſch beſiegeln kann. Amen.

Den 23. Januar 1849

Wieder eine neue Jahreszahl. Jahre gehen und kommen, es wechselt Schnee und Sonnenschein, Kälte und Wärme, nur ich bleibe immer dieselbe! Fort, fort von hier ist der einzige Schmerzensruf meiner Seele, fort unter fremde Menschen, die nicht wissen wie fürchterlich arm und leer mein Leben ist. Hier verlangt man, ich soll vergessen, man sagt mir Bitteres über die Hartnäckigkeit, mit der ich an meinem Schmerze festhalte, über meine Reizbarkeit, wie sie es nennen. Bin ich denn schuld daran daß mir die Seele so zermartert wurde, bis sie so verwundbar geworden?

Und nicht einmal die Freude zu haben ihn glücklich zu wissen für alles Entbehren, das ist gräßlich! Und wenn es Wahrheit ist, was man sagt, und ich sehe ihn so tief gesunken vor mir, dann umnachtet sich das ganze Leben immer von Neuem. Es ist fürchterlich verachten zu müssen, wo man geliebt. O Gott, und doch ist es so. Mir geht ein kaltes Grausen durch Herz und Sinn wenn ich es denke, denn ich habe ihn grenzenlos geliebt.

Ich habe geliebt — darin liegt Alles!

Darum fort, nur fort. Nur keine Bitterkeiten mehr hören, denn sie vergiften die Seele und ich werde hartherzig und zuletzt schlecht. Und wenn ich mich endlich selbst noch verliere, gibt es ja auch keine Hoffnung mehr auf jenseits!

3. Februar 1819.

Gestern war ich so muthlos und ich mußte hinaus in's Freie, um mir Kraft der Seele holen zu können, ja im Felde ist's schön, die Ruhe der Natur theilt sich auch der Seele mit.

Ich ging über S. hinaus und schlug die Straße nach M. ein, M., seine Vaterstadt. Tausend Erinnerungen, bittre und angenehme, düstre und heitere überkamen mich. Da stand ich lange und schaute mich um. Vor mir im Geiste lag M. mit allen Freuden und Qualen der Liebe, ich sah den Dom hervorragen, in dessen Nähe ich einst befriedigt und glücklich war, jetzt ist er düster, nur ein Haufen Steine für mich, eine Ruine längst vergangener glücklicher Zeit. Mir scheint eine Ewigkeit zwischen damals und jetzt zu liegen, und es sind doch nur ein paar Jahre. So lang wird einem verletzten Gemüth das Leben. Dann schaute ich rückwärts, da sah ich L's Thürme vor mir liegen, die ich einst so heißersehnt zu schauen, jetzt strebe ich mit aller Kraft der Seele fort von ihnen, nur recht weit.

So lag in allen Gedanken vor mir und hinter mir tiefer, unendlicher Schmerz. Ich blickte seitwärts, um freundlichere Bilder aufzusuchen, und vor meinen Blicken lag D., ein kleines Dorf. Da fiel mir ein, was man sich erzählt, daß er einst da geliebt. Ich mußte lächeln, denn ich malte mir alle heitern Bilder der Liebe aus, ich sah ihn einhersprengen auf seinem Braunen, sehnsüchtig nach dem Häuschen schauen, das seine Freude und Liebe umschloß. Ich freute mich in seiner Seele einer freundlichen Erinnerung und konnte mich fast nicht vom

Anblick dieser kleinen Häuser trennen, aber unwillkürlich traten mir die Thränen in die Augen, denn das Glück ist ja auch vergangen und ihm nur Kummer geblieben. Ich setzte mich in das Gras und aß das Brod, das ich mir mitgenommen, denn ich hätte nicht daheim essen können. Wie oft mag er über die Stelle weggeritten sein, wo ich saß, sein gedenkend und mich grämend.

28. Juni 1849

Gestern war ich in P. Mir wurde wieder zugeredet eine Frau zu werden! Mein Gott, die Frau eines ungeliebten Mannes, nein, ich kann es nicht. Und man glaubt es sei so leicht. Als ich heute Morgen mit Ott. darüber sprach, meinte sie: man könne nie jemandem zu heirathen zureden, aber sie wüßte was sie thäte. Sie hatte nicht Unrecht. Doch um sich für ein ganzes Leben mit einem X. zu begnügen muß man Rudolph nicht gekannt haben. Es ist unmöglich!

22 Juli

Warum bin ich nicht leichtsinniger! Die Menschen sind glücklicher, die eine verlorne Hoffnung sich durch eine neue ersetzen, die den Verlust einer geliebten Seele verschmerzen und sich durch Anschmiegen an eine andere trösten!

O, meine Mutter, es hat mich doch niemand auf Erden geliebt als du. O dürfte ich zu ihr mich legen. Tag und

Nacht wollte ich wandern bis zu ihrem Grabe in weiter Ferne, denn dort fände ich Ruhe und Frieden.

Mich für diesen Verlust zu entschädigen gäbe es auf Erden nur ein Wesen, mein Kind! O Gott, ein Kind, das mich liebte, an das sich meine Seele schmiegen könnte mit all ihrer tiefen Liebe. Und auch das ist unmöglich, denn ich kann keinen Mann genug lieben um zu heirathen. Und so mag ich sinnen und träumen wie ich will, das Ende aller Gedanken ist Hoffnungslosigkeit.

Dich, Rudolph, liebte ich genug, um Dir Alles sein zu können. Ich hoffte Dich glücklich zu machen, ich hatte ein hohes, schönes Ziel vor Augen, für mich liegt in der Ehe eine Heiligkeit! Dieses Streben sich gegenseitig die Bitterkeiten des Lebens zu versüßen, die schroffen Ecken abzuschleifen und froh und freundlich seine Pflichten zu erfüllen! Und jetzt? Du verwarfst mich, die heiligsten Gefühle zerbrachst Du mit kalter Hand und stießest mich in die Finsterniß zurück! Und ich könnte heiter sein? Nur der Schlaf ist schön. O wer doch immer schlafen könnte, schlafen! So ist's in der Heimath, so ist's in der Fremde, der Schmerz ist überall.

Den 29. Juli

O Gott, ich sehne mich nach Dir, Rudolph! Ist denn das möglich und ich bin nicht wahnsinnig!

21. Sept.

Ich weiß, ich bin unendlich reizbar, mich kann ein Wort, ein Blick ganz unglücklich machen. Aber soll denn die Seele nicht endlich so werden, wenn alle Eindrücke bitter sind? Täglich und täglich ein Stückchen mehr? Soll das eine tiefe Wunde heilen? Und so weit konnte mich ein Mann bringen, von dem jeder verächtlich spricht. Ich habe ihm längst vergeben daß er mich verlassen, aber ich kann es ihm nicht vergeben daß er diesen Fehler nicht gut macht durch ein edles Streben nach allgemeiner Achtung. Es kränkt meinen Stolz, meine heiligsten Gefühle an einen Unwürdigen verschwendet zu haben. Das bleibt der Stachel, der mein Leben vergiftet. Schufst Du mich denn nur, mein Gott, daß ich ein reines Nichts im Leben sei?

7. August 1850.

Es gibt Erfahrungen im Leben, die durch ihre Bitterkeit einen Rosenschimmer um Sarg und Grab legen, das letzte Asyl eines armen, trauernden Menschen. O Gott, wer es doch aufsuchen dürfte! Sterben an sich ist für mich schon ein schöner, tröstender Gedanke, aber erst für jemand sterben, müßte eine Wonne sein!

25. August 1850.

Gestern endlich ist es mir gelungen einen Jahre lang gehegten Wunsch zu erfüllen, ich war in M., in seiner Vaterstadt.

Ida war krank und das gab mir Gelegenheit, indem ich sie etwas trösten wollte, die Räume wieder zu sehen, wo ich einst so schöne, selige Hoffnungen hegte. Sie sind untergegangen ohne auch nur den geringsten Keim zurückzulassen, aus dem neue entstehen könnten. Der Frost war zu hart, der sich über sie legte, als daß noch etwas Leben hätte zurückbleiben können!

Warum stand mir denn eigentlich das Herz still und überfiel mich eine Beklommenheit, daß ich kaum athmen konnte, als ich der Stadt näher kam? Ich ging mit Ida in den Kreuzgang des Doms. Als wir wieder herausgehen wollten, begegnete uns Rudolph's Mutter. Sie mag wol zu seinem Entschlusse viel beigetragen haben. Sie blieb wie versteinert stehen bei meinem Anblick und ließ mich artig grüßend vorübergehen. Ich wußte nicht wie ich an ihr vorbeikommen sollte, mir war als hätte ich gar keine Kraft mehr.

Nach allen Erzählungen von ihm ist er nicht glücklich. Das ist das Grausamste!

Umsonst geopfert! Ich hätte ihn nicht unglücklich gemacht!

Helgoland, d. 24. Juli 1852.

Heute bin ich nach Helgoland gefahren. Das Meer hat nichts von seiner Schönheit verloren, nur war es mir zu ruhig. Ich bin fürchterlich gleichgültig, selbst das Meer hat mich nicht herausgerissen aus dieser Lethargie. Ich bin nicht unglücklich, nicht glücklich, nur allein, fürchterlich allein. Ich

laſſe meine Gedanken weit über die toſenden Wellen nach allen Himmelsgegenden ſchweifen, meine Gedanken bleiben an keiner Seite haften, weil ſie nirgends jemanden ausfindig machen können, der da ſpräche: ich gedenke dein, denn ich liebe dich. Der Einſame iſt nur der Schatten eines Menſchen. Warum hält mich der Glaube an Gott und ſeine Allmacht zurück meinem Leben ein Ende zu machen, das für niemanden Werth hat? Die grünen Wogen winken ſo freundlich und ich folgte ihnen ſo gern.

O ....., 23. Auguſt.

Endlich habe ich mein Ziel erreicht. Ich bin hier in der Stadt, wo er lebt, in dem Wirthshauſe, das ſeiner Wohnung gegenüber liegt; hinter dem Vorhange verſteckt kann ich gerade in ſein Zimmer, kann ich ihn ſehen. Er ſieht ſo elend und unglücklich aus, daß es mir in der Seele weh thut. Armer Rudolph! Das alſo iſt das Leben und die Ausführung aller der ſchönen Plane, die wir einſt gemacht! Ein Mann mit Deinen Kenntniſſen, Deinen Kräften ſo elend! Wie iſt das möglich? Könnte ich bei ihm ſein, ihn tröſten, ihm helfen!

Aber mein Gott, ich danke Dir, daß ich nicht die Urſache ſeines Leidens bin. Wenn auch nur der kleinſte Theil dieſes düſtern Ausſehens mir zur Verantwortung fiele, ſo könnte nichts mich tröſten. Armer Rudolph! Würdeſt Du mit mir auch ſo unglücklich geworden ſein? Das wäre fürch-

terlich und es iſt beſſer, unſere Wege gehen ſo weit als möglich auseinander.

Was möchte ich denn nun nach allen dieſen Erfahrungen? Sterben, mein Gott, ſterben! Jetzt haſt Du auch den letzten Wunſch erfüllt, ich habe ihn wieder geſehen, nun laß Deine Magd in Frieden fahren.

Halberſtadt, 21. Auguſt.

Nichts kann jetzt in meiner Seele das düſtere Bild vernichten, welches mir geſtern ſein Anblick gewährt. Keinen Vergleich kann ich machen zwiſchen früher und jetzt. Er iſt nicht derſelbe Menſch mehr, er iſt ein ganz anderer geworden — und in den paar Jahren. Hätte ich ihn nur einmal fragen dürfen: was iſt Dein Elend, was drückt Deine Seele ſo darnieder? Nur einmal erkannte ich den alten Rudolph wieder, als er das Kind verband. Das war der alte, theilnehmende, ärztlich aufmerkſame Blick! Ich freute mich dieſes Bildes, obgleich mir das Kind leid that, denn nach dem ſchmerzlichen Ausſehen zu urtheilen, mußte es ſehr leiden. Aber ſo ruhig, mit ſo feſter Hand verband er die Wunde, es war der Arzt, der Helfer in der Noth, in dieſem Augenblicke vergaß ich mich und mein ganzes Leben, ich ſah nur ihn und freute mich ſeines Werthes. So ſchwach iſt der Menſch. Kalt wollte ich bei ſeinem Anblick ſein und in jenem Augenblicke wünſchte ich nichts, als bei ihm ſein, ihm durch einen Händedruck danken zu können für dieſes Bild

aus früherer, ſchöner Zeit. Ich konnte, ich durfte nicht, ſeine Frau ſtand neben ihm, und er hatte wol keine Ahnung, daß wenig Schritte von ihm — — ich ihn belauſchte!

Könnteſt Du doch auch meine Wunde verbinden! Aber Du haſt nur Heilung für den Körper, die zerdrückte Seele kann nur Gott heilen! Möchteſt Du das erkennen, glauben und ihm von ganzem Herzen vertrauen, dann würde die düſtere Nacht ſich von Deiner Seele heben und klar und heiter würde Dein Leben werden!

Magdeburg, 25. Auguſt.

O mein Gott, gib Kraft und Muth, ich leide ja ſo fürchterlich. Zu Dir allein ruft meine Seele, denn Du allein kannſt helfen, kannſt erretten. Ein Gebet ſende ich zu Deinen Höhen, möchteſt Du es erhören! Schicke mir Deinen Todesengel und gieb mein volles, friſches Leben, meine kräftige Geſundheit einem Kinde, das Du ihm ſchenken mögeſt in Deiner Gnade, damit es ihn zurückführe zu Dir, der ja allein helfen kann in der erſten wie in der letzten Stunde. Dann iſt mein Leben doch etwas werth geweſen. Ich glaube ja ſo gern, daß ein Kind mit ſeinem unſchuldigen Lächeln, mit ſeiner reinen Seele auch ein ſolch verdüſtertes Gemüth zurückführen kann zum wahren Leben. Hauchſt Du ihm nur einen Theil meiner Seele ein, ſo wird es ihn auch lieben rein und wahr, und ich glaube er bedarf der Liebe. Er wird dann alle Thorheit, mit der er ſich jetzt beſchäftigt, um die

Leere ſeiner Seele auszufüllen, von ſich werfen und wieder Dein Kind werden. Erhöre mich, mein Vater, wenn Du ihm Deinen Segen ſendeſt, ſo iſt ja Alles gut! —

Im März 1853.

Nimm die Sache wie ſie iſt, frage nicht, mache keine Vorſtellungen, das iſt die beſte Weisheit. Du haſt Brod erwartet und einen Stein erhalten. Zerbrich dir die Zähne daran, wenn auch die Nerven gefoltert werden, du wirſt am Ende den Stein verdauen.

Du haſt deine Hand ausgeſtreckt, um ein Ei zu erhalten und das Schickſal hat dir einen Skorpion hinein gelegt. Gib keine Beſtürzung kund, ſchließe deine Finger feſt um das Geſchenk, laß es deine Hand durchſtechen, — es thut nichts. Mit der Zeit, wenn deine Hand und dein Arm lange genug geſchwollen geweſen ſind und in Folterpein gezuckt haben, wird der Skorpion ſterben und du wirſt die große Lehre zu leiden ohne einen Seufzer gelernt haben.

Manche ſollen daran ſterben. Ich muß Nerven von Eiſen haben, denn nicht einmal krank kann ich werden!

31 Juli 1855.

Jahre ſind vergangen ohne daß ich geſchrieben. Wozu auch? Wenig Worte drücken den Zuſtand meiner Seele aus, es iſt immer und ewig daſſelbe. Zehn Jahre haben noch

nicht hingereicht mich vergessen zu lassen, es werden es auch zwanzig und fünfzig nicht thun.

Seit neun Monaten pflege ich einen Kranken. Warum ich es thue? Um doch etwas zu thun. Ich sitze an einem Sterbebette, gesund und ohne Leiden, selbst das Hinscheiden dieses Sterbenden bereitet meiner Seele keinen Schmerz, denn ich liebe ihn weiter nicht, ich kann ihn nur bemitleiden und bewundern wie er so geduldig seine Leiden erträgt. Der arme Mensch ist ja immer ohnmächtig und kann nur still halten wenn Gott gebietet.

Ich bin ruhig, denn ich verlange, ich hoffe, ich wünsche nichts mehr, und doch ergreift mich wieder zuweilen eine so wilde Verzweiflung, daß ich meinen Kranken um seinen gewissen Tod beneiden kann.

Die Verhältnisse haben sich in Manchem geändert. Ott ist fortgezogen. Sie ist verheirathet mit einem Manne, der Alles besitzt, was eine Frau glücklich machen kann, mit einem der seltenen Menschen, die vor jedem Richter bestehen, auch vor dem strengsten. Sie besitzt außerdem noch einen reichen Schatz, ein Kind, ein liebes, reizendes Kind, dem nichts fehlt, als daß es nicht mein ist.

Rudolph ist nach Sebastopol gegangen, um berühmt zu werden, sagt man. Ich glaube um sich selbst zu heilen. Vielleicht kehrt er nicht wieder. Das ist das Ende aller Leiden — und dabei soll meine Seele erwachen? Ich verlange das auch nicht mehr. Möge sie schlafen, schlafen, bis Gott sie einst zur Ewigkeit erweckt.

30. Decbr. 1856

Wieder sind viele Monden vergangen ohne daß ich geschrieben. Das zehnte Jahr der innern Einsamkeit geht zu Ende. Sollte die Liebe nicht todt, die Erinnerung nicht vernichtet sein? Ach, es ist nicht. Wie mit magnetischer Gewalt zieht es mich immer wieder zu all den Gedanken an ihn hin, aus dem Grabe der Liebe entsteigen die Bilder immer von Neuem. Wieder kommt ein neues Jahr heran. Was wird es bringen? Wünsche habe ich nicht, Hoffnungen hege ich nicht mehr, da kann nichts zertrümmert werden. Aber es kann diejenigen hinwegführen, an die sich allein das Herz noch klammert. O mein Gott, erhalte und beschütze die Meinigen!

April 1858

Morgen werde ich sechsunddreißig Jahre alt. Eine schöne Reihe von Jahren liegt hinter mir. Gott sei Dank daß sie hinter mir liegt. Nicht noch einmal möchte ich zurück und Gott möge mir gnädig sein daß nicht noch eine so lange Reihe vor mir liege, denn ich sehne mich nach Ruhe, Ruhe unter dem grünen Rasen. So alt und doch noch nicht alt genug. Ich bin so zerdrückt, daß ich wol eher achtzig, statt sechsunddreißig werden sollte. Der Vater mit seinen zweiundsiebenzig war jünger, denn er hatte noch für so vieles ein lebhaftes Interesse — ich nicht. Auch er ging heim im vorigen Jahre, ruhig und sanft, ohne Kampf und Qual!

Wohl ihm! Ich muß immer bleiben, ich bin gesund, mir geht es ja nach allen menschlichen Ansichten sehr gut, ich habe nicht Noth, nicht Sorgen. B . . s sind freundlich und gut mit mir, die Kinder sind reizend und liebenswürdig, aber ich bin nicht nothwendig. Alle würden eben so zufrieden und glücklich sein, wenn ich ewig schliefe, mich braucht niemand. Sie haben mich aufgenommen, weil ich arm bin und sie gut sind. O Gott, so einsamen Herzens, so ungeliebt das ganze Leben durchwandern zu müssen!

Ich habe keine Heimath auf Erden, ich werde meine Vaterstadt ohne Schmerz verlassen, es ist ja so ganz gleichgültig, wo ich lebe. Gott ist überall und weiter habe ich ja nichts, als den Gedanken an ihn. Nun denn, immer weiter in's vierzigste, in's funfzigste Jahr hinein, mir gilt es gleich. Schnüre die Seele nur immer fester zusammen, die Hand aufs Herz gedrückt und die Verzweiflung mit einsamen Thränen niedergedrückt, damit niemand sehe wie unendlich weh es thut so arm, so furchtbar arm zu sein. Das ganze Leben allein durchgekämpft, furchtbar allein.

Ich brachte Steinhaus die Tagebuchblätter zurück. Er schloß sie ein und fragte mich nach einer Weile: „wissen Sie nun wie sich der Verlust einer Liebe erträgt? Manche sterben daran, manche tragen es nicht und suchen einen freiwilligen Tod, manche schütteln es ab, und vergessen in einer neuen

Liebe. Das arme Mädchen beſaß ein ſtarkes Herz. Sie ſtarb nicht, ſie tödtete ſich nicht, ſie vergaß nicht. Es ſind jetzt zwölf Jahre verfloſſen, ſeitdem ihr die Treue gebrochen wurde, zwölf Jahre hat ſie mit ihrem Schmerze gerungen, und ihn nicht beſiegen können. Zwölf Jahre hat ſie ſich abgemüht ſein Bild aus ihrer Seele zu tilgen, ſie kann ihn nicht einmal haſſen. Das iſt eine echte, ſtarke Liebe. Sie hätte einen Mann glücklich gemacht!"

„Wie iſt ſie," fragte ich.

„Gleichgültig," erwiederte Steinhaus. „Zuweilen kommt es noch des Nachts über ſie — dann weint ſie — und dann iſt ſie wieder gleichgültig."

„Und was iſt aus Rudolph geworden?"

„Hm, er iſt aus Sebaſtopol zurückgekehrt und iſt ein angeſehener, viel geſuchter Arzt in Petersburg."

„Und iſt er glücklich?"

„Ich kann's nicht glauben. Untreue hat eine doppelte Spitze, ſie trifft auch den, der ſie begeht. Er hat ſie doch auch geliebt — und ſie am Ende ſo wenig vergeſſen, wie ſie ihn. Er beſaß ein einziges Kind. Es war krank. In ſeiner Abweſenheit wurden die Arzneien verwechſelt. Das Kind ſtarb. Leute, die ihn kennen, behaupten ihn nie lachen geſehen zu haben. Ich kann mir's denken."

Einige Tage nach dieser Unterredung sagte mir Steinhaus: „die Papiere aus meiner Sammlung scheinen Sie nicht interessirt zu haben, Sie begehren nicht mehr zu sehen.“ „Wohl haben Sie mich interessirt,“ entgegnete ich, „allein mir schien als ob die Erinnerung an diese Vorgänge Ihnen jedes Mal sehr schmerzlich sei — und deshalb vermied ich es Sie noch um einige Ihrer Geschichten zu bitten.“ — „Sie haben Recht,“ erwiederte der alte Herr, „diese Erinnerungen berühren mich schmerzlich — ich habe die Leute, von denen ich die Briefe aufbewahre, gekannt, genau gekannt, meist geliebt — ich habe oft ihre Seelenkämpfe gesehen und ihnen zur Seite gestanden, wenn ich konnte, und so ruft allerdings die Erinnerung schmerzliche Gefühle in mir hervor. Allein meinen Sie denn daß diese Erinnerungen mir nur kommen, wann ich meinen Kasten öffne? Ein alter Mensch, wie ich, hat keine Zukunft mehr und lebt nur in der Vergangenheit, die Erinnerung ist immer lebendig in mir. Ich will Ihnen noch einige Briefe geben, Sie können immer daraus lernen.“ Ich empfing zunächst die folgenden.

A.

Meine Johanna!

Da sitze ich wieder auf meiner Studierstube, die Brust voll schöner Erinnerungen an alle die seligen Stunden, die mir die letzten Wochen gewährten. Ich war bei Dir.

Diese vier Worte sagen warum ich selig war. Und an

dieſen Erinnerungen will ich zehren bis ich Dich wiederſehe. Hoffentlich geſchieht das früher, als dieſe Erinnerungen aufhören mich zu beglücken, denn ich fühle, ſie halten mein ganzes Leben lang vor. Ich muß nicht wie Andere lieben. Man ſpricht von einem weichen, träumeriſchen Sehnen. Das kenne ich nicht. Ich ſehne mich nach Dir — ja, aber ich verſinke nicht in Träumereien. Seit drei Jahren liebe ich Dich, denn ſo lange iſt es, daß ich Dich zum erſten Male ſah. Ich hatte kaum die Univerſität bezogen. Dich lieben und Dich mein nennen wollen war daſſelbe. Um Dich mein zu nennen muß ich mir aber erſt eine Stellung in der Welt erringen — ich muß Dich erkämpfen. Der Gedanke hat mich wunderbar gekräftigt. Ueber manches Mühſelige und Trockne in meinen Studien bin ich leichter weggekommen, weil ich dachte es iſt der Weg zu ihrem Beſitz. So ſtehe ich jetzt vor den letzten Prüfungen. Andere betrachten das für ihre ſchwerſte Zeit, ich nicht. Muß ich auch mehr und angeſtrengter arbeiten, ei, ich fühle Kraft genug in mir — und die Kraft befindet ſich nur wohl, wenn ſie geübt wird. Die Kraft brach liegen laſſen, nichts thun, nichts ſchaffen, nichts erſtreben, nichts erringen — heißt das leben? Ich kenne Manchen, der ſein Leben vergeudet, deſſen einzige Arbeit iſt ſeine Ausgaben und Einnahmen aufzuſchreiben, wenn er das noch thut — ich kann mich einer gewiſſen Mißachtung gegen ſolche Leute nicht erwehren! Wenn ich Dich erſt in einigen Jahren kennen gelernt hätte, wo ich zu Dir treten und ſagen könnte: ſei mein Weib, wo mein Haus ſchon gegründet wäre und ich

Dich gleich hinein führen könnte — ich weiß nicht, Johanna, ob ich die Freude gehabt hätte, die ich jetzt empfinde, wo ich mir sagen darf: Du erkämpfst ihren Besitz. Mir ist als wärst Du mir doppelt theuer, weil ich Dich erst erwerben muß. Jacob diente sieben Jahre um seine Rahel, er muß sie unendlich geliebt haben, konnte er doch als hochbejahrter Greis den Verlust seines Joseph, des Sohnes seines geliebten Weibes nicht verschmerzen. Es liegt oft eine wunderbare Poesie in der alten Bibel, man begreift sie aber erst, wann man denken und empfinden lernt! Sieben Jahre nach einem Ziele streben. Wahrlich das Ziel muß ein schönes sein, das ein siebenjähriges Streben nicht ermatten läßt. Und jetzt begreife ich es. Der Besitz eines geliebten Weibes ist ein solches Ziel. Was für ein seltsamer Gedanke durchschießt da mein Gehirn! Wenn ich nun Dich, meine Rahel, errungen, habe ich ja das schönste Ziel meines Lebens erreicht, was bleibt mir dann noch zu erstreben? Und streben, ringen muß ich! Diesen Gedanken sollst Du mir beantworten. Wenn Du aber, wie Du pflegst, über diesen Gedanken empfindlich bist, so will ich Dir die Antwort gleich mitschreiben, wie sie mir unmittelbar nach dem Gedanken von selbst kam. Wann ich Dich errungen, muß ich Dein Lebensglück bauen. Und das will ich. Jeden Tag soll meine Liebe und Sorge einen neuen Stein zu dem Gebäude tragen — und Du sollst glücklich sein, wie selten ein Weib auf Erden. Ach wie herrlich ist es zu lieben! Sehe ich Menschen die nichts lieben, als höchstens sich selbst, mich schaudert. Leb wohl, Johanna, und liebe!

Was ſoll das heißen, Johanna, welch einen Brief voll finſterer, eiferſüchtiger Grillen ſchreibſt Du mir? Ich zerbeiße mir die Lippen vor Unmuth über Deine — — Grillen — es iſt das mildeſte Wort, das ich finden kann — und ich mag keine harten Worte ſchreiben. Ein geſchriebenes Wort bleibt, ein geſprochnes läßt ſich vergeſſen. Du zweifelſt an mir? Mit welchem Rechte? Sei vernünftig, Johanna, und begreife daß eine Untreue für mich eben ſo unmöglich iſt, wie daß die Donau aufwärts fließt. Erinnre Dich wie wir uns fanden. Du warſt zum Beſuche bei Verwandten in A., wo ich meine Ferien zubrachte. Ich traf Dich auf einem Balle. Obſchon ich nicht tanze, gehe ich doch zu ſolchen Feſtlichkeiten, ich ſehe gern frohe Menſchen. Als ich in den Saal trat und die Frauen und Mädchen muſterte, blieb mein Blick auf Dir haften. Du warſt ſo einfach gekleidet und ſtrahlteſt doch vor Allen hervor. Ich ſtand während des ganzen Tanzes an die Thüre gelehnt und ſah zu. So oft ein Tänzer den Arm um Dich legte, durchzuckte mich ein bitteres Gefühl. Es kam mir wie eine Entweihung vor daß der Erſte Beſte Dich berühren, daß er ſeine Hand in Deine legen durfte. Man ging zu Tiſche. Ich wußte den Platz neben Dir zu bekommen. Dein Anblick hatte mich richtig nicht getäuſcht. Du ſprachſt einfach, ohne Zieren, wie ein natürliches Mädchen ſprechen ſoll. Ich ſagte Dir keine Schmeicheleien, und Du vermißteſt ſie nicht. Als der Diener kam, um Deinen Wagen zu melden, gab ich ihm heimlich einen Wink. Eine Stunde ſpäter brachſt Du auf,

jetzt war kein Wagen mehr da. Du nahmst ohne Weiteres meine Begleitung an. Es regnete leise, Du warst im Ballkleide, ich schlug meinen Mantel um Deine Schultern, und meinen Arm um Deinen Leib, ich konnte Dich eben nicht anders führen. Einen Augenblick zucktest Du, als wolltest Du Dich los machen, dann gingst Du still mit mir weiter. Ich sprach wenig und trug nur Sorge den Mantel zusammen zu halten. Wir standen vor Deinem Hause. Als wir endlich jemanden kommen hörten, der die Thüre öffnen sollte, zog ich Dich an meine Brust und küßte Dich lange und heftig. Da drehte sich der Schlüssel im Schlosse, ich wickelte Dich aus dem Mantel und sagte: „schlafe wohl, Johanna, ich liebe Dich." Das war das Wort eines Mannes, und unerschütterlicher steht nicht der heiligste Eid. Willst Du noch Beweise? Am andern Tage warst Du abgereist — ich mußte zurück zur Universität. Ein Jahr verging, aber jener Kuß vor Deiner Hausthüre war die Erinnerung, die mich nicht wieder verließ. Ich fühlte täglich mehr wie wahr ich gesprochen, als ich sagte: ich liebe Dich. Und als wieder Ferien kamen, reiste ich nach Deiner Heimath, trat vor Dich hin und sagte abermals: Johanna, ich liebe Dich — sei mein. Und Du gestandest mir: Du habest jenen Kuß auch niemals vergessen können, Deine Aeltern stimmten bei — und Du warst meine Braut. Kann es einen unauflöslicheren Bund geben, als den wir damals schlossen? Glaubst Du daß mein Ja vor dem Altare mich fester binden wird, als mein Wort: ich liebe Dich, Johanna? Du kannst es nicht glauben. Wenn Du zweifelst

betrügst Du Dich selbst. Warum bin ich nicht eifersüchtig? Fast möchte ich glauben daß ich Dich mehr liebe als Du mich. Ich sehe Dein klares Auge im Geiste vor mir, das kann nicht betrügen, ich denke mir deine offne Stirne, hinter der kann keine Lüge wohnen. Könnte ich an Dir zweifeln, so müßte ich erst den Glauben an mich selbst aufgeben.

Ich habe Dich ja nicht prüfend gewählt aus Andern heraus, ich mußte Dich lieben, ich konnte nicht anders, ich kann nicht anders. Und so muß es Dir ja auch sein. Man sagt wol: wo keine Eifersucht ist keine Liebe, aber ich begreife es nicht. Ich vertraue. Und das mußt Du auch. Schreibe mir einen andern Brief, Johanna, diesen will ich verbrennen.

3.

Das ist meine Johanna wieder. Ich will Dir nicht leugnen daß Dein letzter Brief mich sehr verstimmt hatte. Es stieg manchmal ein bittres Gefühl gegen Dich in mir auf, das ich unterdrücken mußte. Und doch erkannte ich auch in dieser Bitterkeit wieder meine Liebe. Wärst Du mir gleichgültiger gewesen, würde mich Dein Brief nicht so gekränkt haben. Es ist etwas Eignes um die Liebe. Ich glaube doch daß zwei bestimmte Menschen für einander von der Natur geschaffen sind. Treffen sie sich nicht im Leben, so lieben sie auch nicht. Ich fühle, wenn ich Dich auch erst nach zehn Jahren getroffen hätte, erst dann würde ich die Liebe kennen gelernt haben. Jeder Liebende fühlt er werde nach der Geliebten

keine Andere lieben können, ich aber fühle: auch vor Dir hätte ich es nicht gekonnt. Dich oder keine. Es mag Andern anders gehen. Lehrt uns doch selbst das Leben bedeutender Männer daß sie mehr als eine Neigung gehabt haben, daß sie eine Zweite und Dritte eben so feurig geliebt wie eine Erste — mir ist das unbegreiflich.

Keine vor Dir, keine nach Dir. Ich habe viele Mädchen gesehen, ehe ich Dich fand, ich bin viel mit Mädchen umgegangen, habe mit ihnen getändelt und gescherzt, habe auch Gefallen an ihnen gefunden, ja sogar an Einzelnen mehr als an Andern — aber auch nie die leiseste Ahnung der Empfindung gekannt, die mich durchzuckte, als ich zuerst Dein Auge traf. Darum ist meine Liebe echt und unerschütterlich. Ob sich Andere nicht oft betrügen, wenn sie zu lieben glauben? Ich habe ein Mal das Wort „liebeln" gehört. Das Wort wird mir jetzt begreiflich. Sich selbst täuschen, sich in eine Empfindung hinein lügen, mit der Empfindung spielen, das muß liebeln sein. Kann man sich in eine Empfindung hinein lügen, sie absichtlich und künstlich erzeugen? Ich begreife es nicht, aber es muß möglich sein. Ich habe einen Freund, der mir Aehnliches erzählte. Er liebte ein Mädchen mit voller Gluth der Seele. Da sie in einer andern, entfernten Stadt wohnte, konnte er sie nur selten sehen. Aber er schrieb ihr, seine Briefe waren förmliche Tagebücher, denn jeden Augenblick, den ihm seine Arbeiten übrig ließen, benutzte er seine Empfindungen dem Papiere anzuvertrauen. Ich kenne einzelne von seinen Briefen. Man könnte sie drucken lassen, so schön

waren sie geschrieben, er war eine dichterische Natur. Und doch verschwand diese glühende Liebe wie mit einem Zauberschlage. Er hatte sie ein halbes Jahr nicht gesehen. Voll glühender Sehnsucht eilt er endlich zu ihr, er besucht sie. „Als ich wieder von ihr ging," erzählte er mir, „blieb ich auf der Treppe stehen und sagte laut zu mir selbst: mein Gott, du liebst ja nicht mehr. Es war mir, als wäre mir ein Stein von der Brust gefallen, ich fühlte mich wohl und leicht." Ist das Liebe gewesen, Johanna? Bedenke das einmal und schreib mir Deine Meinung. Daß ihm wohl und leicht gewesen, als er sich frei fühlte, begreife ich, denn das Mädchen liebte ihn eigentlich nicht wieder, von einem Verhältniß, das zu einem Besitze führen sollte, war zwischen ihnen nicht die Rede, sie ließ sich eben lieben, weil es ihr vielleicht Freude machte. Aber sollten alle seine Empfindungen nur künstlich angelogene gewesen sein, da sie auf einmal, ohne Streit oder sonstige Ursache verschwanden? Oder sollte das Mädchen nur ein zufälliges Object seines dichterischen Dranges gewesen sein? Mir ist es nicht faßlich. So wenig wie sein vieles Schreiben. Das kann ich nicht. Mögen Andere den Drang haben ihre Empfindungen auszusprechen, ich besitze ihn nicht.

Und nun noch eins. Meine Prüfungen sind gut und glücklich beendet. In acht Tagen gehe ich nach A. an das dortige Landgericht. Die größere Hälfte der Jahre, die ich um meine Rahel dienen muß, liegt hinter uns. In zwei Jahren bin ich Assessor und dann will ich mein Haus, mein Lebensglück gründen. Ich brauche ja nicht auf auskömmliches Ge-

halt zu warten, mein Vermögen genügt für unſere Anſprüche. Alſo in zwei Jahren, Rahel, wirſt Du mein Weib! Manchmal kommt mir die Zeit recht lang vor, und doch iſt mir auch wieder, als möchte ich ſie nicht abgekürzt haben. Es ſind ja zwei Jahre voll Hoffnung — und die Hoffnung iſt doch das Schönſte im Leben.

A

Drei Tage habe ich vorübergehen laſſen, Johanna, ehe ich Deinen Brief beantworte. Drei Tage habe ich geſonnen wie ich Dir ſchreiben ſolle, und habe es nicht gefunden. Wollte ich Dir unter dem Eindrucke ſchreiben, den Dein Brief auf mich gemacht hat, wir würden im Zorne von einander ſcheiden. Aber ich will nicht von Dir laſſen, ich will nicht ſcheiden, und ſo habe ich den Eindruck überwunden — und bin heute hoffentlich ruhig genug Dir zu antworten wie es recht iſt. Du häufſt wiederum leidenſchaftliche eiferſüchtige Anklagen auf mich. Es iſt unendlich ſchwer darauf etwas zu erwiedern.

Könnten wir uns Mund gegen Mund ausſprechen, wären wir vielleicht raſch am Ende, allein ſoll dergleichen durch ſchriftliche Auseinanderſetzungen geſchlichtet werden, ſo nimmt das eine Weitläufigkeit an, die ſchwer zum Ziele führt. Soll ich Dir Verſicherungen meiner Liebe und Treue ſchreiben? Ich will das nicht, ich thue das nicht. Verſicherungen ſind Worte, und es gibt Dinge, die ſich mit Worten eben nicht

darthun laſſen. Dahin gehört die Liebe. Ich habe Dir einmal geſagt: ich liebe Dich, ich baue die Pläne meines ganzen Lebens auf Deinen Beſitz, das iſt Liebe. Mehr kann ich nicht ſagen. Soll ich mich gegen Deine Anklagen rechtfertigen? Ich will das nicht. Ich würde vor mir ſelbſt erröthen, wollte ich Dinge widerlegen, die keiner Widerlegung bedürfen. Ich bin in Geſellſchaft geweſen, ich habe die Spiele mitgemacht, die in der Geſellſchaft vorkamen, ich habe ein Mädchen nach Hauſe geführt. Alles das iſt wahr. Soll ich das entſchuldigen, ſoll ich es rechtfertigen? Wenn ich das Gegentheil gethan, müßte ich mich rechtfertigen, ich hätte die allgemeine Sitte verletzt, die das Betragen der Männer gegen Frauen vorſchreibt. Soll ich keine Geſellſchaften beſuchen, wo Frauen zu finden ſind? Etwa weil ich Gefahr liefe untreu zu werden? Meine Liebe wäre nicht einen Schuß Pulver werth, wenn ſie ſich vor der Verſuchung ſcheute andere Frauen zu ſehen. Wahrhaftig wenn die echte Liebe ſo wenig Zuverläſſigkeit hat, daß ſie Gefahr läuft bei dem Anblick eines andern Gegenſtandes umzuſpringen, ſo bliebe einem Liebespaar nichts übrig, als ſich im Walde ein einſames Haus zu bauen und alle Gemeinſchaft mit Andern aufzugeben. Leuchtet Dir denn das nicht ein? Ich mag mich nicht entſchuldigen für das was ich gethan habe, ich mag Dir auch nicht verſprechen in Zukunft den Umgang andrer Frauen zu meiden, denn es wäre eine Thorheit. Die Liebe aber ſoll den Menſchen beſſer und weiſer und nicht thöricht machen. Ich verlange von Dir daß Du das einſiehſt, daß Du Deine Eiferſucht bekämpfſt. Du mußt das

können, denn sie ist eine Schwachheit, und der Mensch muß Schwachheiten zu unterdrücken vermögen. Das ist Alles was ich Dir zu antworten habe. Vielleicht hast Du einen zärtlichen Brief erwartet. Den vermag ich nicht zu schreiben. Ich bin nicht zärtlich gestimmt — und könnte ich eine solche Stimmung heucheln, dann hättest Du Grund zur Eifersucht, denn dann wäre ich falsch. Wenn die Liebe nur darin besteht dem Geliebten zu schmeicheln, dann allerdings besitze ich die wahre Liebe nicht. Deine Eifersucht, Dein Mißtrauen sind ein Flecken an Dir und meine Pflicht ist es ihn zu suchen weg zu bringen. Ich liebe Dich trotz dieses Fleckens, ich verzeihe Dir diesen Fehler, aber den Fehler selbst kann ich nicht lieben, ihn muß ich bekämpfen. Ich erwarte von Dir einen andern, bessern Brief.

A

Meine Johanna!

Das ist der alte liebe Ton, der in Deinem letzten Briefe wiederklingt. Ich wußte es ja daß meine Johanna sich auf einen Augenblick einer Schwäche überlassen konnte, aber sich rasch selbst wieder finden würde. Fast thut es mir leid daß ich Dir so ernst geschrieben, daß ich Deine Schwäche nicht als solche behandelt, sie lachend oder mit milder Freundlichkeit bekämpft habe! Vielleicht hätte ich es gethan, wäre ich bei Dir gewesen, aber fern von Dir folgte ich der Stimmung, aus der ich nicht herauskommen konnte — und diese spiegelt sich in meinem letzten Briefe ab. Und immer und immer kann

Ich Deine Eifersucht nicht begreifen! O wie anders ist mir zu Muthe. Im Orient sind die Männer eifersüchtig und verschließen ihre Frauen hinter Schloß und Riegel — ich möchte Dich mitten unter die schönsten Männer führen und rufen: da seht mein holdes Mädchen. Habt ihr je etwas Lieblicheres gesehen? Diese Augen, diese Züge, diese herrliche Gestalt! Nicht wahr, sie gefällt euch allen? Nun seht, dies Mädchen ist mein, mein, das Schönste, was ihr nicht sehen könnt, ist ihr Herz — und das hat sie mir geschenkt, mir, ich bin der Glückliche! So, meine Johanna, denke ich, und so sollst Du auch denken! Wenn Du mich im Kreise von Frauen weißt und denkst Dir: er sagt dieser oder jener Artigkeiten, wie die Sitte es verlangt, vielleicht auch Heiterkeit des Augenblicks, so denke Dir auch: mir sagt er: Johanna, ich liebe Dich — und das eine Wort ist mehr, unendlich mehr, als alle Artigkeiten, die doch am Ende nur Wendungen der Rede sind. Du bist mir das schönste und edelste Mädchen, keine Andere hält den Vergleich mit Dir aus, so sagt meine Liebe. Und deshalb bin ich stolz darauf daß Du mein bist, daß ich Dein Herz gewonnen. Muß es Dir nicht auch so sein? Mußt Du nicht auch denken: ihr Frauen alle, die ihr vielleicht reich, vornehm, verführerisch seid, euch alle übersieht er, mich hat er gewählt, mich liebt er. Und wenn Du Dich ganz in diesen Gedanken hineinlebst, ist es dann möglich eifersüchtig zu sein?

Doch Alles das sagst Du Dir sicher selbst, und ich breche ab. Bin ich bei Dir, sprechen wir es noch einmal durch. Und ich komme bald. In sechs Wochen beginnen die Gerichts-

ferien — und dann eile ich zu Dir. Ich hatte erst vor die Reise zu Fuße zu machen. Diese Art zu reisen ist die einzige, die wirklich Genuß gewährt. Man thut etwas, indem man reist. Den süßen Genuß der Ruhe erwirbt man sich durch Anstrengung, jede schöne Aussicht erringt man sich durch Mühe. Es ist unendlich wonnig bei frühem Morgen frisch und fröhlich in die Welt hinaus zu wandern — man fühlt sich so kräftig, man fühlt sich so selbständig. Das Reisen auf Schiffen oder gar mit der Eisenbahn hat etwas Niederdrückendes. Man wird eben befördert wie ein Packet, man reist eigentlich nicht, man wird gereist. Und doch werde ich es nicht über mich gewinnen zu Fuße zu gehen, ich muß Dich so bald als möglich wiedersehen, meine Sehnsucht ist zu groß Dir in Dein liebes Auge zu schauen, und mich darin wieder zu finden. Ich mache dafür den Rückweg zu Fuße. Willst Du mir bis B. entgegen kommen? Ich fahre bis S. mit der Schnellpost und besteige da das Dampfschiff. Fährst Du früh von Hause mit dem Schiffe fort, das aufwärts geht, so treffen wir uns Mittags in B. Haben wir es doch umgekehrt schon einmal gethan. Weißt Du, als ich Dich vor anderthalb Jahren besuchte. Ich kam einen Tag früher an, als ich geschrieben und Du warst von einer Reise noch nicht zurück. Flugs setzte ich mich am andern Tage auf das Schiff und fuhr Dir entgegen. In B. stieg ich aus, um Dich zu erwarten. Wie schlug mir das Herz, als ich nach langem Harren endlich den schwarzen Rauch in der Ferne gewahrte, der das Nahen des Schiffes verkündigte. Wie langsam, wie

ſchneckenhaft ſchien mir ſein Näherkommen. Und als ich endlich auf einem Nachen an das Schiff fuhr, als ich Dich an Bord unter den Neugierigen ſtehen ſah und Dich ſchon erkannte, wo man kaum den Umriß einer Geſtalt ſehen konnte! Als ein freudiges Erſchrecken über Deine Züge fuhr, da Du mich unerwartet trafſt! Als wir zwei allein an einem Tiſche unſer Mahl einnahmen, mitten unter den vielen Reiſenden uns beide genug! Ich zeigte Dir die Berge und Städte längs des herrlichen Stromes, nannte Dir die Namen und erzählte Dir Sage und Geſchichte, wie es eben paßte. Der Abend brach herein, in der Kajüte war es dumpf und ſo viele gleichgültige Geſichter. Aber oben auf dem Verdeck neben dem Radkaſten war eine ſtille verſchwiegene Ecke, die Dunkelheit des Abends ließ uns ungeſehen bleiben, die ohnehin niemand kannte. Ich ſchlang wieder meinen Mantel um Dich, Du legteſt Dein Köpfchen an meine Bruſt — mein Mund ruhte auf Deinem Scheitel — und ſo ſaßen wir lange, und als das Schiff endlich anhielt in ſpäter Nachtſtunde warſt Du an meiner Bruſt eingeſchlafen.

Sieh Johanna, ſo wie dieſe Reiſe ſoll unſer Leben ſein. Mitten unter allen Menſchen wir zwei uns genug. Und aus dem Gewühl der Welt ziehen wir uns zurück in den verſchwiegenen Winkel unſeres Hauſes, und das ganze Leben lang will ich ſchützend den Arm um Dich legen, und Du ſollſt ungefährdet an meiner Bruſt ruhen, dem ſichern Hafen, in den Dein Lebensſchiff eingelaufen. Ach, Johanna, welch' herrliche Zukunft liegt vor mir, vor uns! Ich freue

mich ſchon im Voraus mit Dir davon zu ſprechen und Dir alle die ſchönen Bilder auszumalen! — Ueberlege Dir, ob Du mir entgegen kommen kannſt und willſt — ich gebe Dir dann den Tag meiner Ankunft auf das Beſtimmteſte an. Und nun leb wohl, Johanna, meine Johanna! Vergiß nie, daß Du meine Johanna biſt. Darin liegt Alles, was ich Dir ſagen kann, — Dir ſagen mag.

Das waren nur wenig, nur kurze Briefe. Und doch empfand ich die lebhafteſte Theilnahme für den Schreiber. Er erſchien mir in ſeinen Briefen eine ſo kräftige, entſchiedene Natur, es war nichts Weiches oder Weichliches in ihm. Als ich Steinhaus die Briefe zurückbrachte, fragte ich ihn: „und auch dieſe?“ „Kamen auseinander“ erwiederte er. Mich durchzuckte der widrige Klang des Wortes und ich ſchwieg. Steinhaus fuhr nach einer Pauſe fort: „Sie wollen wiſſen wie dieſes Verhältniß ſich löſte. Das iſt eine ganze Geſchichte. Sie können einmal eine Erzählung darüber ſchreiben. Einen Tag, ehe mein Freund, er mag Karl heißen, die Reiſe zu ſeiner Johanna antreten wollte, erhielt er ſeine Briefe in einem Packete zurück, das von ihrer Hand mit Aufſchrift verſehen, mit dem Petſchaft, das er ihr einſt geſchenkt, verſiegelt war. Kein Wort dabei, das Aufſchluß geben konnte. Er eilte, er flog nach ihrer Heimath. Ihr älterliches Haus war in Beſtürzung. Johanna war entflohen, war entführt!“

„„Entführt,““ rief ich aus, „„ſo war ſie treulos?““

„Sie war treulos," fuhr Steinhaus fort, „und doch, wer will einen Stein auf sie werfen? Das menschliche Herz ist ein wunderliches Ding, das Herz eines Mädchens nie zu berechnen. Die größte Verkehrtheit dünkt es oft das Richtigste! Hier hatte die Eifersucht das Verhältniß zerrissen — es spielte so etwas von Bubenstück mit. Johanna war die Tochter braver Bürgersleute in einer Mittelstadt Deutschlands. Lieblich, wie sie war, gefiel sie allgemein. Doch ihr Verhältniß zu Karl war offenkundig, sie war förmlich mit ihm verlobt, und das hielt alle Bewerbungen von ihr zurück. Nur ein junger Maler achtete das Verhältniß nicht, er drängte sich an Johanna, wo er konnte, er versicherte sie seiner Liebe, er flehte um Gegenliebe. Johanna wies ihn zurück, vielleicht nicht mit der rechten Art. Sie behandelte seine Werbungen als Scherz, sie wies ihn lachend ab. Ob die fortgesetzten Bewerbungen des jungen, hübschen Mannes nicht doch einen Eindruck auf sie gemacht hatten? Wer mag es wissen. Sie hatte Karl offen davon erzählt. Ja, als sich einst das Gerücht verbreitete der junge Maler sei verlobt, gestand sie Karl daß sie diese Nachricht doch geärgert habe. Karl war ruhig, eben weil sie es ihm offen sagte, er vertraute zu fest. Aber wer vermag die Empfindungen eines Mädchenherzens zu ermessen! Der junge Maler ließ sich in seinen Bewerbungen nicht stören — und hatte wol bald den Fleck ausgefunden, wo Johanna beizukommen war. Es war die Eifersucht. Sie erhielt anonyme Briefe. Ob der Maler an diesen betheiligt war kann ich nicht behaupten, die anonymen Briefe

waren eine Thatſache. In einem argwöhniſchen Herzen findet der Same des Mißtrauens einen nur zu fruchtbaren Boden. Ein letzter anonymer Brief voll Lügen und Entſtellungen trieb Johanna zu einem plötzlichen Entſchluſſe. Sie ſandte Karl ſeine Briefe zurück und entfloh mit dem Maler."

„Und Karl!"

„Er zog Erkundigungen ein, er folgte der Spur der Flüchtigen von Ort zu Ort, und verlor ſie endlich in dem Gewühl des menſchenwimmelnden Londons."

Der alte Herr ſchwieg und ſchaute zum Fenſter hinaus, wie er pflegte, wenn ihn etwas ungewöhnlich berührte. Nach einer Weile ſagte ich: „Sie wiſſen noch mehr von der Geſchichte, verhehlen Sie mir es nicht." Steinhaus blieb in ſeiner Stellung und ohne mich anzuſehen fuhr er fort: „Karl war vier Jahre ſpäter Aſſeſſor in N . . . . und verwaltete die Polizeigeſchäfte. Eines Tages führten ihm die Gensd'armen eine Heimathloſe, eine Landſtreicherin vor. Er wandte ſich von ſeinem Pulte um, faßte die Vorgeführte in's Auge, ſtarrte ſie mit weit aufgeriſſnem Blicke an, und der ſtarke Mann ſtürzte zu Boden, wie von einer Kugel getroffen. Man brachte ihn zu ſich — als er erwachte beſann er ſich lange und fragte endlich haſtig nach der Heimathloſen. Man hatte ſie in's Gefängniß gebracht. Er ging dahin, allein, unbegleitet. Da lag das Mädchen, das er ſo heiß geliebt, das Jahre lang in ſeinem Herzen gelebt, das er nie daraus verbannen konnte, das friſche, blühende Mädchen, auf deſſen Lippen ſo oft ſein Mund geruht, das ſo ſelig an ſeiner Bruſt

gelegen, das er geſchmückt hatte mit allen Blüthen ſeines ſtarken, liebeheißen Herzens, da lag es — eine Landſtreicherin, in Lumpen gehüllt, blaß, abgemagert, mit bloßen, vom ſteinigen Wege zerriſſnen Füßen, auf einem Strohlager, an ihr Knie ein ſchlafendes, dreijähriges Kind gelehnt, an ihrer Bruſt einen wimmernden Säugling, der vergebens Nahrung in dem vertrockneten Quelle ſuchte.“ Steinhaus ſchwieg ich mochte ihn nicht unterbrechen. Das war ein zu entſetzliches Wiederſehen, ich begriff daß Karl zuſammenſtürzen mußte. Nach einer Pauſe fuhr Steinhaus fort: „Karl fragte die Arme nach ihrem Schickſale. Sie antwortete nicht. Keine Bitten, keine Vorſtellungen vermochten einen Laut aus ihr herauszubringen. Eben ſo wenig vermochte ſie ihn anzuſehen. Ihr geſenktes Auge weilte auf ihrem Kinde — allem Zureden ſetzte ſie eine ſtarre Unbeweglichkeit entgegen.

Karl verbürgte ſich für ſie und ließ ſie in eine freundliche Wohnung bringen, wo ſie guter Pflege übergeben ward. Nach drei Tagen ſtarb der Säugling. Sie lag lange krank. Ihre einzige Bitte war daß ſie Karl nicht wiederſehen dürfte. Endlich nach vier Wochen erholte ſie ſich ſo weit, daß ſie ſchreiben konnte. Es war wenig was ſie zu erzählen hatte. Ohne die nöthigen Papiere war es ihr nirgends gelungen mit ihrem Entführer getraut zu werden, ſelbſt in London nicht, worauf ſie ihre letzte Hoffnung geſetzt hatten. Ihr Entführer beſaß kein Vermögen. Durch das Zerreißen aller heimathlichen Verhältniſſe waren ihm auch alle Erwerbsquellen verſiegt und nur mühſam und ärmlich friſteten ſie ihr Leben.

Sie gebar zwei Kinder. Ihrem Entführer mochte die Sorge zu groß, die Laſt zu drückend werden, er verließ ſie. Einſam in fremdem Lande, was ſollte ſie beginnen? Mit Mühe gelang es ihr nach Deutſchland zu kommen. Sie verſuchte bettelnd ihre Heimath zu erreichen, denn die Sorge für ihre Kinder erlaubte ihr keine Arbeit, und wer hatte einer heimathloſen Bettlerin zu einem Unterkommen geholfen? So war ſie bis nach R . . . gekommen, wo ſie von der Polizei ergriffen wurde. Das war Alles was ſie mitzutheilen hatte. Es war wenig, aber entſetzlich. Karl gab ſich alle Mühe ſie wieder aufzurichten, es war umſonſt. Die Wurzel ihres Lebens war verdorrt, die Begegnung mit dem einſt Geliebten zerbrach ſie. Sie ſtarb nach zwei Monaten."

„Und Karl?"

„Er ließ ihr älteſtes Kind zu ihren Aeltern bringen und ſorgt für deſſen Erziehung. Er iſt noch immer ein kräftiger Mann, aber ſeine Heiterkeit iſt geſchwunden. An manchen Tagen, die ihm vielleicht in der Erinnerung heilig ſind, trägt er einen Kranz auf das Grab ſeiner Johanna! Sie hat fürchterlich gebüßt was ſie verſchuldet — und er hat ſie ſehr geliebt."

Ich drückte Steinhaus ſtumm die Hand und ging ohne weitern Gruß. Am Fenſter, wo ſein Geſicht gelegen, bemerkte ich Spuren von Thränen. Ich begriff ſie wohl.

Es mochten wol vier Wochen nach dieſem Auftritte vergangen ſein, in denen ich Steinhaus faſt täglich beſuchte, ohne daß von den mitgetheilten Begebenheiten zwiſchen uns wieder die Rede war. Ich vermied es ihn an ſeinen Kaſten

zu erinnern, obschon ich noch gern von dessen weiterem Inhalt etwas erfahren hätte. Endlich fing er selbst wieder von den mitgetheilten Geschichten an, und indem er von dem tiefen Schmerze der Betroffenen sprach, sagte er: „allein nicht alle Fälle, in denen ein Liebesverhältniß getrennt, in denen das Band zweier Herzen zerrissen wird, lassen so unheilbare Wunden zurück. Es kommt eben auf die Charaktere der Menschen an, fast möchte ich sagen auf die mehr oder minder große Befähigung zu lieben. Nicht alle Menschen haben diese Befähigung in gleichem Grade. Es gibt Leute, die eben genau so viel Liebe empfinden können, um bei der Wahl einer Gattin, zu der sie ihre Verhältnisse bestimmen, dem einen Mädchen den Vorzug vor Andern zu geben. Sie nennen es Liebe, wenn ihnen Eine besser als Andere gefällt, allein diese Liebe sitzt nicht tief. Verlieren sie diese Liebe, verschmerzen sie den Verlust so rasch und leicht wie einen ausgezogenen Zahn. Zwischen der Oberflächlichkeit dieser Gemüthsart und der Tiefe derer, von denen ich Ihnen erzählt habe, liegen noch viele Mittelstufen; wenn die letzteren eine verlorene Liebe ihr Leben lang nicht verschmerzen können, so ist ihre Fähigkeit zu lieben auch die seltnere. Die Mehrzahl der Menschen fühlt nicht so tief, und kommt leichter über solche Verluste weg. Und das ist gut, denn das Zerreißen von Verhältnissen kommt so häufig vor, daß die Welt voller Unglücklichen wäre, könnten die Menschen nicht rascher vergessen." Es lag etwas Sarkastisches in dem Tone, mit dem Steinhaus diese Worte sprach, daß ich nicht recht wußte was

seine eigentliche Meinung war. Ich erwiederte: „so sollte man fast glauben, es sei kein Glück so tief zu empfinden und glücklicher seien diejenigen, die leicht verschmerzen.“

„Ich habe auch zuweilen den Gedanken gehabt,“ erwiederte Steinhaus, „aber ich kann mir nicht klar darüber werden. Menschen von so tiefer Empfindung sind bedeutend, sie ragen über die Gewöhnlichkeit hervor. Ist es ein Glück bedeutend zu sein? Allerdings fühlt ein bedeutender Mensch mehr Schmerz im Leben, — selbst in andern als Herzensverhältnissen — aber er ist auch eines größern Glücks fähig. Wo viel Licht ist viel Schatten. Ich habe noch keinen bedeutenden Menschen gekannt, der selbst unter den härtesten Mühen des Lebens mit Glücklichern hätte tauschen wollen, wenn er für das äußere Glück auch sein Ich hätte mit vertauschen müssen. Mein armer Freund, dem man sein Vögelchen genommen, sagte mir einmal: „von meinen Hoffnungen ist mir nichts geblieben als der Schmerz über ihren Verlust. Diesen Schmerz aber will ich festhalten, er ist mir lieb geworden — könnte ich vergessen, so wäre mein Herz ganz ausgebrannt — und das wäre das Entsetzlichste für mich.“ Wer ist nun glücklicher, er oder ein anderer, der seinen Verlust bei einer guten Tafel und einer Partie Whist vergißt?“ Der Erste liebt nur noch seinen Schmerz, aber er liebt doch noch. Der Andere liebt nicht. Er kann zufrieden, heiter, lustig sein, er kann das Leben genießen; ob er glücklich sein kann? Der Dichter sagt: „glücklich allein ist die Seele, die liebt.“ Ich habe viel nachgedacht über diesen Punct,

wir ſprechen ſchon noch weiter darüber. In meinem ſchwarzen Kaſten habe ich noch mehr, das uns Aufſchluß geben kann. Fürchten Sie ſich nicht, nicht Alles iſt ſo traurig, wie die erſten Geſchichten.“ Er holte darauf den Kaſten hervor, ſetzte ihn auf den Tiſch, öffnete ihn und durchſuchte die verſchiedenen Packetchen, indem er bei einzelnen ſich hier und da etwas beſann. „Da iſt Vieles dabei,“ ſagte er, „was ſich nicht weiter mittheilen läßt, weil es zu häufig vorkommt, weil es gewöhnlich iſt.“ Bei dieſen Worten nahm er ein Päckchen ganz vergilbter Briefe heraus und ſagte: „wie doch die Welt urtheilt! Der Schreiber dieſer Briefe war ein beneideter Mann, denn er war ſehr reich. Ob er beneidenswerth geweſen? Er liebte eine Schauſpielerin. Sie war ein Weſen von bezaubernder Anmuth, von hinreißender Liebenswürdigkeit und der gefeierte Liebling eines ganzen Publikums. Der reiche Kaufmann wollte ſie heirathen. Seine Mutter verſagte ihm ſtandhaft ihre Einwilligung. So ging die Sache auseinander. Der Kaufmann ward immer reicher und reicher, ſein Haus war eins der erſten in der großen Handelsſtadt. Sein Haus, das heißt ſein Geſchäft, denn ein anderes, ein Haus in dem eine glückliche Familie wohnte, hat er nie gehabt. Er blieb unverheirathet. Aber er war, oder ſchien ein Lebemann. Seine Equipage war glänzend, ſeine Gabelfrühſtücke waren in der ganzen Stadt berühmt, er verſtand Feſte zu geben wie kein Anderer. Aber er blieb unverheirathet. Er liebte und kaufte die ſchönſten Gemälde, ſeine Wohnung zu ſchmücken. Kamen Sie in ſein Haus, in

die glänzend eingerichteten Zimmer, so fanden Sie die lieblichsten Köpfe von Frauen und Kindern, aber sie hingen an den Wänden und waren gemalt. Der Mann besaß Alles, was die Menschen Glück nennen, und als er starb gab es einen Leichenzug von großer Pracht, dem nur etwas fehlte. Sein Vermögen fiel an Verwandte, seine Gemälde kamen zur Versteigerung. Dies Päckchen Briefe kam an mich. Es sind ihre Briefe, die er behalten hatte. Vierzig Jahre sind verflossen, seitdem sie geschrieben sind. Es war ein süßes, kleines Händchen, das sie schrieb. Das Papier ist sehr vergilbt — er muß sie wol nicht gut verschlossen gehabt haben, der glückliche, reiche Mann!"

Steinhaus legte das Packetchen weg und ich fragte: „was fehlte bei seinem Leichenzuge?"

„Ein paar Thränen," war die Antwort.

Steinhaus nahm jetzt ein großes Packet aus dem Kasten und sagte lächelnd: „der hat viel geschrieben, sehen Sie, das sind mehrere hundert Briefe. Denke ich an diesen, so fällt mir so mancherlei ein, worüber ich nicht ins Klare kommen kann. Vermag eine echte Liebe zu bestehen zwischen zwei Menschen, die eigentlich nicht zusammen passen? Wie müssen die Gemüther, die Charaktere, die geistigen Fähigkeiten von zwei Menschen sein, daß sie einer echten, dauernden Liebe fähig sind? Da ist mir Vieles räthselhaft." „Sie müssen gegenseitig achtungswerth sein," sagte ich. Steinhaus sah mich mit einem seltsamen Blicke an und erwiederte: „meinen Sie? Ich kenne zwei Fälle, wo eine glühende Liebe statt

fand — ohne Achtung.“ „Ohne Achtung?“ rief ich verwundert, „unmöglich!“ „Lieber junger Freund,“ erwiederte der alte Herr, „die Achtung beruht im Verſtande, die Liebe im Herzen. Und wenn der Verſtand und das Herz in Hader gerathen, ſo behält das letzte immer Recht, wenn es nämlich einer tiefen Liebe fähig iſt. Es gibt keinen beredtern Vertheidiger als das Herz. Von Allem weiß es die beſte Seite heraus zu finden. Am geliebten Gegenſtande macht es die Mängel zu Tugenden, und wo dies dann gar nicht möglich iſt, ſo findet es tauſend Entſchuldigungsgründe. Der Schreiber dieſer Briefe iſt mir ein lebendiges Beiſpiel. Er liebte ein Mädchen, die ihn eigentlich nicht verſtand. Sie war jung, hübſch, nicht ohne Anlagen, die aber durch mangelhafte Erziehung gänzlich unentwickelt geblieben waren. Er liebte ſie zärtlich — er ſorgte mit jener Hingebung und Aufopferung für ſie, wie ſie eben nur zärtlichen Gemüthern eigen iſt. Was Mädchen Freude machen kann brachte er ihr, alle kleinen Launen befriedigte er ihr, er ſann ſtets darauf ihr Angenehmes zu erweiſen. Dabei gab er ſich die größte Mühe ihre Anlagen zu entwickeln — und freute ſich wie ein Kind, wenn ihm dies hier und da gelang. Das Mädchen war brav und gut; aber ſie verſtand ihn nicht. Er glühte für Poeſie und Wiſſenſchaft und Kunſt — ſie fand höchſtens oberflächliches Gefallen daran. Sie hörte ihm zu, wenn er ſprach, allein ſie wurde von ſeinem Feuer nicht erwärmt. Ihn ſetzte Alles in raſche Aufregung, ſie blieb meiſtens gleichmüthig. Ich habe nie ungleichere Charaktere geſehen.“

„Und sah er das nicht ein?“ fragte ich. „Wohl,“ entgegnete Steinhaus, „er fühlte es, ja er wußte es und sprach es aus, aber er liebte sie doch.“ „Liebte sie ihn wieder?“ „Nach ihrer Art ja. Die Zärtlichkeit ihres Freundes that ihr wohl, sie erwiederte sie so weit sie konnte, und die Gewohnheit fesselte sie an ihn. Er wußte das, er wußte daß ihre Liebe nichts als Erwiederung war, er klagte oft über ihre Kälte — und liebte sie doch immer wärmer. Er sagte mir: so lange ich sie halte habe ich sie. Gelingt es jemandem sie mir aus der Hand zu spielen, so ist sie für mich verloren. Und wie er es richtig voraus sah, so kam es. Verwandte, die andere Pläne hatten, wußten sie auf einige Monate zu entfernen — und er hat sie nie wieder gesehen.“

„Ich dächte doch, über diesen Verlust müßte er sich leicht haben trösten können?“

„Nicht so leicht, als sie meinen. Ich sagte ihm: sie hat dich nie geliebt, du hast nichts an ihr verloren. Er erwiederte mir: sie gab mir was sie hatte. Größerer Liebe ist sie nicht fähig. Ich glaube sie wird auch einem Andern nicht mehr geben. Sie hing doch drei Jahre fest an mir — und hätte ich sie damals erreichen können, als man sie mir aus der Hand spielte, sie hätte nicht von mir gelassen. Sie war nicht falsch — und hat mir nie eine Zärtlichkeit geheuchelt, die sie nicht fühlte. — Und wenn ich ihm sagte: wie wolltest du auf eine so geringe Liebe dein Lebensglück bauen, wie bald wäre Ueberdruß zwischen euch gekommen, wie konntest du vertrauen auf einen Charakter, der eben nur dein war,

ſo lange du ihn hielteſt — ſo erwiederte er: ich habe ſie geliebt. Mein Verſtand ſagt mir Alles, was du mir nur ſagen kannſt, aber ich habe ſie geliebt. Ich weiß, es war keine Gleichheit zwiſchen uns. Sie war der empfangende Theil, ich ewig der gebende. Aber ich habe ſie geliebt. Und es war mir Wonne ihr zu geben und immer zu geben, mein Herz, meine Gedanken. Du ſagſt mir ich habe nicht viel an einem wenig liebenden Mädchen verloren. Mein Freund, ich habe nicht nur das Mädchen verloren, ich habe Alles verloren, was ich drei Jahre lang von meinem Gefühl, von der Poeſie meines Innern auf ſie gehäuft hatte. Daß ſie mich nicht verſtand war nicht ihre Schuld. Und wenn ich nicht viel an ihr verloren habe, ſo habe ich doch eben Alles verloren, was ich beſaß. Mehr am Ende kann kein Menſch verlieren. Ihr ſagt, ich hätte nicht viel an ihr beſeſſen, wenn ihr Recht habt iſt das ſchon Unglück genug, aber das Wenige noch zu verlieren iſt doch eben das ganze Unglück, was einem Menſchen treffen kann. Sie hat mich nicht den hundertſten Theil ſo geliebt wie ich, ich weiß es, aber wenn glühend geliebt zu werden ein hohes Glück ſein muß, ſo iſt es auch ſchon ein Glück glühend zu lieben. Und das habe ich gethan. Und mein Herz iſt reich genug, daß es ihr noch auf Jahre hin geben und immer geben konnte — und das machte mich glücklich. Ihr verſteht aber nicht was es heißt: ich habe geliebt. Was wollten Sie darauf erwiedern? Da läßt ſich eben nichts ſagen. Mögen es Einzelne über ſich gewinnen ſich in ihren Stolz zu hüllen und zu ſagen: fahr hin, du biſt meiner

nicht werth — der arme Junge konnte das nicht. Und wenn es ihm noch so weh that daß sie ihn im Grunde leicht aufgab, er vermied es geflissentlich ihrer Schwächen zu gedenken. Er strebte nur sich eine freundliche Erinnerung an seine Liebe zu retten."

„Und ist es ihm gelungen?" fragte ich.

„Ich weiß es nicht," entgegnete Steinhaus, „seit Jahren habe ich nichts von ihm gehört, wir kamen eben auch auseinander."

„Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen," sagte ich, „daß hier Ihr sonst so schreckliches „Auseinander" ein Glück für beide Theile war."

„Wer kann das wissen," erwiederte Steinhaus, „der Erfolg täuscht oft alle Berechnungen und Erwartungen. Es war Liebe da, von seiner Seite viel, von ihrer wenigstens etwas, und wo Liebe ist kann nie ein ganz unglückliches Verhältniß entstehen, selbst wenn die Charaktere der Liebenden gar nicht zusammen passen. Aber wo keine Liebe ist, und schroffe Ungleichheit der Charaktere, da ist ein „Auseinander" des Schicksals eine Wohlthat."

„Mir ist nur unbegreiflich wie bei ungleichen Charakteren und keiner Liebe erst ein „Aneinander" sich ergeben soll."

„Ich könnte Ihnen hier die häufigen Fälle anführen, wo bloße Berechnung, Vermögensverhältnisse, hartnäckiger Wille der Aeltern ein Paar zusammenschmieden, und so die unglücklichen Ehen stiften. Allein dessen bedarf es gar nicht.

Auch Selbsttäuschung bringt zuweilen Menschen zusammen, die sich besser ewig gemieden hätten. Hier habe ich den Brief eines Freundes, der dafür ein lebendiges Beispiel gibt. Er war jung, unerfahren und von einer Gutmüthigkeit, die bis zur Schwäche ging. Er gerieth an ein Mädchen, das sich ihm förmlich an den Hals warf, und sie blieb ihm am Halse oder auf dem Halse, weil er nicht verstand Nein zu sagen. Sie erzählte ihm von einer unglücklichen Jugend, sie gestand ihm schon mehrmals unglücklich geliebt zu haben — er empfand Mitleid, hielt das für Liebe und log sich in Empfindungen hinein, die er eigentlich nicht besaß. Er hielt sich berufen einem vom Schicksal bis dahin gemißhandelten Herzen Ersatz zu geben — und machte das Mädchen zu seiner Frau. Der Aermste büßte seinen Irrthum mit dem Verlust seines Lebensglückes. Er war ein tieffühlender, etwas schwärmerischer Charakter, mit lebhaftem Interesse für alles Gute und Schöne in der Welt. Sie war im höchsten Grade oberflächlich, egoistisch, ohne allen innern Halt. Ohne gerade bösartig zu sein, war sie doch jedes Aufraffens, jeder ernsten Thätigkeit unfähig. So gewährte sie ihrem Gatten nichts, gar nichts. Sie war als Hausfrau weniger als nichts, sie war keine Mutter, sie war nicht die Freundin seines Herzens, die Vertraute seiner Seele, sie war eben ein Nichts. Vielleicht hätte consequente Strenge seinerseits sie wenigstens zur Ordnung und Häuslichkeit gezwungen, allein Strenge lag nicht in seinem Charakter, und was hat am Ende ein Mann von einer Frau, die nur aus Zwang ihre Pflichten erfüllt?"

„Auseinander, wo bleibt Ihr Auseinander,“ rief ich haſtig.

Steinhaus lächelte wehmüthig und ſagte: „in dieſem Falle zögerte das Schickſal zu lange — das Auseinander kam zu ſpät. Hören Sie was mir der Mann ſchreibt.“ Steinhaus las folgenden Brief:

Lieber Freund.

Als wir uns vor acht Tagen ſo zufällig in X . . . trafen und eine Stunde beiſammen ſaßen, ward mir ſonderbar weh zu Muthe. Wie herrlich lag die Zukunft vor dreißig Jahren vor unſern Blicken, welche Pläne bewegten unſere Gedanken, welche ahnungsvolle Gefühle von Glück ſchwellten unſere Bruſt! Was iſt aus den Plänen, aus den Ahnungen geworden? O, meine ſchöne Jugend! Du fragteſt wie mir es gehe. Ich ließ Deine Frage unbeantwortet, denn ich mochte die Stunde des Wiederſehens nicht trüben, Dir nicht trüben — aber ich will Dir die Frage jetzt beantworten. Als ich das Weib nahm, die ſo lange meinen Namen geführt, machte ich den dümmſten Streich meines Lebens. Daß es kein ſchlechter war iſt mir kein Troſt für die ſchreckliche Buße, die ich dafür leiden mußte. Du kennſt das Weib, das ich meine Frau nannte, in ihrer ganzen Nichtigkeit. Du und alle meine Umgebungen haben ſie alle früher erkannt, wie ich. Abſichtlich verſchloß ich mich der Erkenntniß, ich wies mit Gewalt den Gedanken von mir daß ſie gänzlich unwürdig ſei, denn dieſen Gedanken ſich klar machen heißt ſich ſagen: du biſt elend.

So wehrte ich mich gegen dieſe Einſicht ſo lange ich eben konnte. Und als es nicht mehr ging, als ich mir endlich ſagen mußte: ja, ſie iſt gänzlich unwürdig, da war mein Elend da. Man hat mir Vorwürfe gemacht daß ich mich von dieſem Bande nicht zu befreien ſuchte, daß ich mich nicht von ihr trennte. Wäre ſie ſtörrig, kräftig, bösartig geweſen, das wäre längſt geſchehen. Aber ſie beſaß einen ſo haltloſen Charakter, daß kein Kampf mit ihr möglich war. Bei jedem ernſten Entgegentreten ſank ſie mir zu Füßen, bekannte alles ihr Unrecht, klagte ſich ſelbſt an und gelobte unter heißen Thränen Beſſerung — und damit war ich ſtets entwaffnet. Zwar hat ſie nichts von alle dem gehalten, ja ſie betrog mich hinter meinem Rücken, doch das erfuhr ich eben erſt ſpäter. So iſt ein Jahr nach dem andern vergangen, ich bin ein Fünfziger geworden — und ſehe mit Schrecken daß mein ganzes Lebensglück vernichtet iſt. Wenn ich zurückblicke auf meine lange Ehe, ich ſtoße auch nicht auf eine freundliche Erinnerung. Sorgen, Kampf mit den Verhältniſſen des Lebens — und auch nicht eine trauliche Stunde, deren Andenken wohl thut. Alles was ich im Leben genoſſen, habe ich außer dem Hauſe gefunden, alles Bittere, und es war deſſen viel, habe ich im Hauſe gefunden. Lieber Freund, das iſt entſetzlich! Wie ich gelebt kannſt Du Dir denken. Ich mied das Haus, das mir nichts als Unangenehmes bot, indem ich ſchlechter gehalten wurde, als der ärmſte Commis, der jede Handreichung bezahlen muß, und war ein Einſiedler auf meiner Geſchäftsſtube. Ich trug die ganzen — und recht

großen — Lasten einer zahlreichen Familie, — und schöpfte auch nicht eine Freude aus ihr. Das zermagte alle moralische Kraft. Jeden Morgen mit dem Gedanken aufstehen: du hast dein Glück verscherzt, den ganzen Tag mit diesem Gedanken sich herumschlagen, und endlich mit ihm sich zur Ruhe legen ist eine schwere Aufgabe. Man löst sie nur, indem man jeden Tag ein Stückchen mehr von seinem Lebensmuth dahin gibt. Und so stückweis ist er mir abhanden gekommen. Schaue ich zurück auf die Vergangenheit, so habe ich widerwärtige Erinnerungen — schaue ich vorwärts, so habe ich keine Hoffnungen. Ich weiß das Leben bietet mancherlei Genüsse — und Tausende begnügen sich und sind froh und heiter. Ich kann das nicht, ich bin dafür nicht angethan. Für mich gibt es nur ein Glück, eine echte wahre Liebe, in einem guten häuslichen Verhältniß. Und just dieses Glück versagt mir das Schicksal. Hätte ich ein Weib gefunden, das meiner würdig war, ich fühle ich hätte sie unendlich glücklich gemacht — und wäre selbst glücklich gewesen. Und so? Man sagt mir ich sei ein Mann noch in den kräftigsten Jahren. Es ist nicht wahr, mein Lebensmuth ist dahin, meine Spannkraft ist gebrochen!

Da hast Du die Antwort auf Deine neuliche Frage. Vor drei Jahren waren es fünfundzwanzig Jahre, daß ich verheirathet war. Mein Diener hatte das erfahren und begrüßte mich am Morgen mit einem Kranze und einem Glückwunsche zu meiner silbernen Hochzeit. Da übermannte mich's, ich warf dem armen Teufel seinen Kranz mit einem Fluche an den Kopf, bestieg mein Pferd und ritt hinaus in Wald

und Feld. Ein Glückwunſch zur Feier meiner ſilbernen Hochzeit! Gibt es einen nichtswürdigeren Hohn?

Auf dieſen langen Klagebrief paßt nichts Anderes mehr. Leb wohl und bedaure mich. Warum kann ich nicht ſchreiben: beneide mich!

Steinhaus legte den Brief zuſammen und ich ſagte: „„wo blieb hier das Schickſal mit ſeinem Auseinander?““

„Es kam doch endlich,“ erwiederte er, „ſie iſt vor einigen Jahren geſtorben. Ich fürchte es war zu ſpät. In dem Kopfe meines Freundes hat ſich einmal der Gedanke feſtgeſetzt: es gäbe kein Glück als durch die Liebe — und dieſe erringt er wol nicht mehr in ſeinem Alter.“

„Ein ſolches Beiſpiel könnte jeden Gedanken an die Ehe verſcheuchen.“

„Solche Beiſpiele ſind auch ſelten. Ich habe viele Ehen beobachtet. Glückliche gibt es nicht zu häufig. Ich nenne eine glückliche Ehe eine ſolche, wo das Glück eben durch die Ehe gewonnen wird, wo es in der Liebe wurzelt, aus der Liebe erwächſt, wo alles Andere im Leben nur in zweiter Reihe ſteht, wo Alles ſich nur auf die Liebe bezieht. Dann muß der Rechte die Rechte gefunden haben — und das iſt eine Fügung oder ein Zufall, wie Sie wollen, der allerdings ſelten iſt. Aber auch durchaus unglückliche Ehen gibt es ſelten, wo eben gar nichts zuſammen paſſen will. Die große Mehrzahl der Ehen ſind an ſich wol weder glücklich noch unglücklich. Sind die Charaktere nicht zu ungleich, ſo iſt am Ende die Gewohnheit ein feſtes Band, das auch den verflogenen Liebesrauſch erſetzt.

Je nachdem sich dann die äußern Lebensverhältnisse günstig oder nicht günstig gestalten, leben die Leute gut oder minder gut zusammen. Wirklich unglücklich können nur bedeutende Menschen sein. Die minder bedeutenden suchen und finden Ersatz in Dingen, die allerdings einen begabten Menschen nicht befriedigen können. Fast sollte man glauben es gehöre Talent zum Unglücklichsein."

„Sie vergessen daß es noch viele harte Schicksalsschläge gibt, die einen Menschen unglücklich machen können." "

„Ich spreche nur vom Glück oder Unglück der Liebe."

Steinhaus kramte nach diesen Worten weiter in seinem Kasten, einzelne Briefschaften weglegend, andere heraus nehmend. Endlich öffnete er eins der Packete und sagte: „wir haben nun schon mancherlei gesehen, was ein Liebesverhältniß zerstören, was zwei Herzen auseinanderreißen kann. Es gibt aber auch Beweggründe, die das thun, welche man auf den ersten Blick für edle halten kann. Hier habe ich ein paar Briefe, die dahin passen. Doch muß ich Ihnen eine kleine Einleitung dazu geben. Ein junger Philolog, er mag Ernst heißen, hatte seine Studien vollendet und lebte, wie angehende junge Gelehrte meistens leben, von schriftstellerischen Arbeiten und vom Unterrichtgeben. Er war ein tüchtiger Kopf und ein gutes, wenn auch bescheidenes Loos, wie es deutsche Gelehrte gewöhnlich haben, schien ihm in der Zukunft gesichert. Er liebte ein Mädchen, das seiner in jeder Beziehung würdig war. Karoline war die Tochter eines Schulmannes. Der Vater war todt, und sie lebte mit ihrer Mutter von einer

kleinen Penſion und ihrer Hände Arbeit, ebenſo ohne Glanz, wie ohne drückende Sorgen. Ein kleines Häuschen mit wohlgepflegtem Garten war ihr Eigenthum und in dieſem Häuschen fand man eins jener glücklichen Verhältniſſe, wie ſie häufiger vorkommen, als man vermuthet, da ſie ſich den Augen der Welt entziehen. Die Mutter eine einfache, würdige Frau, die Tochter mit allen weiblichen Tugenden geſchmückt, voll Empfänglichkeit für alles Gute. Zu ihnen geſellte ſich Ernſt, ſein Einfluß brachte das Licht in das Leben der beiden Frauen. Ich wünſchte: ich könnte Ihnen das Glück dieſer drei Menſchen mit recht ſchönen Zügen ausmalen.

Er brachte ſeine Abende bei den Frauen zu, im Stübchen oder in der Laube des Gartens, je nachdem das Wetter es erlaubte. Er theilte ihnen mit was das Leben Neues in Kunſt, in Wiſſenſchaft, in Weltbegebenheiten brachte, ohne den Anſtrich gelehrt thun zu wollen ſprach er über ernſte, wiſſenſchaftliche Dinge — oder plauderte harmlos von den Kleinigkeiten, denen Frauen hier und da ſo gern ihre Aufmerkſamkeit ſchenken. Das Verhältniß hatte ſich wie von ſelbſt gemacht. Ernſt ging und kam ohne Einladung, ungezwungen, es war ihnen allen, als müßte das ſo ſein.

Die jungen Leute liebten ſich, ohne daß je ein Wort von Liebe zwiſchen ihnen geſprochen worden. Das war ſo nach und nach gekommen, ſie wußten ſelbſt nicht wie. Sie fühlten für einander, ohne daß ihnen das zum Bewußtſein kam, ohne daß es zum Denken wurde. Es war eine ſchöne Zeit, welche die drei Menſchen durchlebten, wie ſie im Leben

allerdings nur vorübergehend vorkommen kann. Auch sie nahm ein Ende.

Ernst bekam den Auftrag Auszüge aus Manuscripten zu machen, die sich auf der Bibliothek zu P.... befanden. Dieser Auftrag verlangte seine Anwesenheit in P.... auf mehrere Monate. Er reiste dahin. Der Abschied war freundlich, herzlich, doch ohne Aufregung. Nach vier Wochen erhielt Karoline folgenden Brief.

Meine liebe Karoline.

Als wir wenige Tage vor meiner Abreise über die Zeit meiner Entfernung sprachen, kamen wir überein uns nicht zu schreiben. Sie meinten Sie hätten mir aus Ihrem stillen Leben nichts zu berichten, das ja so ruhig dahinfließe, wie ich es täglich mit ansähe, Sie würden also keinen Stoff zu Briefen haben. Ich freute mich dagegen auf meiner Reise recht viel zu sehen und Stoff mitzubringen zum Erzählen nach meiner Rückkehr. Und doch breche ich unsere Verabredung, ich schreibe Ihnen, ich muß Ihnen schreiben. Die Trennung hat in mir etwas zur Klarheit gebracht, das ich Ihnen sagen, das ich je eher, je lieber Ihnen mittheilen muß. — Karoline, ich liebe Sie! — Sie werden zusammenschrecken, wenn Sie diese Worte lesen, Sie werden vielleicht lächeln, ich weiß nicht was Sie thun werden, aber ruhig werden Sie nicht sein, Sie werden sinnen und grübeln —, Sie werden mit sich zu Rathe gehen — denn ich glaube Sie lieben mich auch. Könnte ich nur Worte finden, um Ihnen recht klar zu machen was in mir vorge-

gangen, was ich fühle, wie mir zu Muthe ist. Als ich am frühen Morgen den Postwagen bestieg, um meine Reise anzutreten, war mir so beklommen zu Muthe, wie ich nie gefühlt hatte. Wir fuhren bei Ihrem Hause vorbei. Sie lagen noch in tiefer Ruhe, die Vorhänge Ihrer Fenster waren noch geschlossen; mich durchzuckte es wie ein schmerzliches Gefühl, mir war, als müßte ich aus dem Wagen springen und Ihnen noch ein Mal Lebewohl sagen. Wir rasselten durch das finstere Thor, die Stadt lag hinter mir — und mir ward schwer und immer schwerer zu Muthe. Ich war mir selbst unverständlich, hatte ich mich doch auf die Reise so gefreut, da ich noch so wenig von der Welt gesehen. War mir doch sonst, wann ich kleine Fußreisen machte, so frisch und froh zu Muthe gewesen. Und jetzt wich die wehmüthige Empfindung nicht von mir — und den ganzen Tag konnte ich zu keinem frischen Aufathmen kommen. Die Gegend war herrlich, durch die wir fuhren, aber bei jeder Biegung des Wegs, bei jedem neuen Anblicke, der sich mir darbot, dachte ich: warum kann Karoline das nicht sehen, warum kannst du ihr das nicht zeigen? Ich dachte mir Sie an meine Seite, und ein Gefühl von Wonne durchströmte mich, wenn ich mir das Bild so recht lebhaft ausmalte. So verging der Tag, die Stunde kam heran, wo ich zu Ihnen zu gehen pflegte, und ich ward so unruhig, daß ich meinte nicht im Wagen sitzen bleiben zu können. Je mehr die Sonne sank, desto mehr überkam mich ein Gefühl ähnlich dem Heimweh. Wir fuhren durch eine kleine Stadt. Es war ein herrlicher Abend, eine von jenen schönen langen Dämmerun-

gen, wie sie unser herrliches Vaterland aufzuweisen hat. Vor allen Haufern saßen die Menschen in behaglicher Abendruhe, die Kinder spielten an der Straße — es war das Bild des friedlichsten Glückes. Und eben in dieser Scene kam ich mir so verlassen, so einsam vor, mir fiel es wie eine Last auf das Herz — und — so will es Ihnen nicht verheimlichen — ein paar Thränen stahlen sich mir aus dem Auge! Ich gedachte der Heimath, das Bild Ihrer grünen Laube trat mir lebhaft vor die Seele — mich überkam fast ein Gefühl der Reue Sie verlassen zu haben. So, Karoline, mehr oder minder heftig waren meine Empfindungen während der ganzen drei Tage unsrer Reise. Mein Gedanke wich nicht von Ihnen, und zog mich auch einmal ein neuer Gegenstand ab, beschäftigte mich auf Minuten etwas Anderes, so drängte sich der Gedanke an Sie mir immer wieder auf, gleichsam zürnend, daß ich einen Augenblick Sie vergessen konnte. Lachen Sie mich nicht aus, wenn ich mir immer noch nicht klar werden konnte. Ich glaubte es sei das Heimweh, was mich befallen. Ich hatte auch so Unrecht nicht. Habe ich doch seitdem erkannt, daß da wo Sie weilen meine Heimath ist, und so mußte ich ja fern von Ihnen mich fremd und einsam finden. Ich kam endlich in P... an. Ich gab meine Empfehlungsbriefe ab, ich suchte die Männer auf, die mir bezeichnet waren, ich sah das Gewühl einer großen Stadt. Da endlich erkannte ich nach und nach die Wahrheit. Seit Jahren, Karoline, lebten wir ja uns nur allein, meine Zeit war zwischen meiner Studirstube und dem Plätzchen neben Ihrem Arbeitstische getheilt, auch

auf der Univerſität war ich ein Einſiedler geweſen — ich hatte ja das Leben noch nicht geſchaut, ſo wenig wie Sie es kennen. Jetzt ſah ich es. Ich ſah Familienkreiſe, ſah glückliche Frauen, blühende Kinder — und mächtig in mir regte ſich das Wohlgefallen an einem glücklichen Hausſtand, mächtig das Verlangen auch einen ſolchen zu gründen. Aber immer wenn ich in gaſtlichem Kreiſe auf Augenblicke in ſtille Träumereien verſank, und mich hinein dachte in einen ſolchen Kreis, ſaßen Sie auf der Stelle der Hausfrau, ſah ich Sie mit freundlicher Anmuth dem Gaſte die wohlbereitete Schüſſel reichen — und freudiger klopfte mir das Herz. Dann wieder, wann ich eingeladen war und mich in größerem Kreiſe befand, fehlten Sie mir überall — ich fand mich ſo allein. Bei allen den Annehmlichkeiten, die mir durch eine freundliche Gaſtlichkeit hier in ſo reichem Maße geboten werden, denke ich ſchmerzlich an Sie. Wenn es mir irgend wo recht wohlgefällt, ſteigt plötzlich Ihr Bild vor mir auf. Ich ſehe Sie einſam in Ihrem Stübchen ſitzen, und Sie kommen mir dann ſo verlaſſen vor, daß ich mir Vorwürfe mache ohne Sie vergnügt zu ſein. Iſt das nun Liebe? Ja, Karoline, das iſt die Liebe. Ich liebte Sie ſchon lange und wußte es nicht. Dieſe Trennung hat mich belehrt. Seit vielen, vielen Wochen habe ich Sie täglich geſehen und nie bemerkt daß Sie ſchön ſind. Jetzt wo ich täglich ſtattliche Frauen ſehe, komme ich immer unwillkürlich zu Vergleichungen — und Ihr Bild tritt immer ſtrahlender in ſeiner ganzen Lieblichkeit vor mich hin. Ich höre viel in Geſellſchaft ſprechen, geiſtreich und nicht, gut und

minder gut, wie es in Gesellschaften kommt, aber immer vermisse ich Ihr klares, mildes, ruhiges Urtheil, Ihre schöne Anspruchlosigkeit. Das Leben hier regt mich mächtig an. War ich bisher still zufrieden mit meiner bescheidenen Wirksamkeit und wartete ruhig daß die Zukunft mir eine andere Stellung bringen würde, ohne mir eine solche weiter in Gedanken auszumalen, so fühle ich jetzt lebhaft den Trieb eine ordentliche Stelle in der Gesellschaft einzunehmen, auch meine Fähigkeiten, meine Kenntnisse zu nutzen, als Mann unter Männern zu gelten. Aber nie tauchen mir solche Bilder der Zukunft ohne Sie auf. Was ich mir auch denken mag, Sie haben in den Schöpfungen meiner Phantasie immer eine Hauptstelle. Es gibt für mich nur eine Zukunft mit Ihnen, ohne Sie ist mir keine denkbar. Und das, Karoline, ist die Liebe! Ich möchte lachen über mich selbst. Wie oft habe ich scharfsinnige Auseinandersetzungen und moralische Betrachtungen über die Liebe gelesen, ohne zu ahnen daß ich sie selbst im Busen trage. Wie manchmal habe ich mich an den Schilderungen unserer Dichter erfreut, sie Ihnen vorgelesen und Ihnen unbefangen dabei in's Auge geblickt, ohne zu ahnen daß dieses Auge die Sonne sei, die auch in mir schon die schöne Blüthe erschlossen hatte. Ja, Karoline, ich liebe Sie! Und seitdem mir das klar geworden, bin ich ein anderer Mensch. Mit dem stillen, beschaulichen Leben, das ich bisher geführt, ist es vorbei. Ich fühle mich wie neu belebt, ich fühle einen Muth, eine Kraft in mir, die ich bis daher nicht geahnt habe. Mir ist als habe mein Leben erst einen Zweck bekom-

men. Ich will ſchaffen, wirken, ſtreben! — Jetzt wiſſen Sie Alles! Ich konnte Ihnen das nicht verſchweigen bis zu meiner Rückkunft, denn mich dünkt jetzt jede Stunde verloren, die ich nicht dem neuen Leben widme, das über mich gekommen iſt — und die Grundlage dieſes neuen Lebens iſt die Verſtändigung mit Ihnen. Und nun, Karoline, prüfen Sie ſich und ſagen Sie mir offen: lieben Sie mich wieder? Ich glaube es, denn wir verſtanden uns ſeit langer Zeit zu gut, wir lebten ſo geiſtig in einander, daß ich annehmen muß: es geht Ihnen wie mir. Oder ſollte Ihnen, dem fein fühlenden Mädchen, ſchon länger klar geweſen ſein, was mich erſt die Trennung gelehrt hat? Möchte es ſein ich will mich deſſen nicht ſchämen. In Sachen des Gefühls ſind ja die Frauen unſere Meiſterinnen. Antworten Sie mir bald. — — So lange ich an Sie ſchrieb war ich ruhig, jetzt wo ich meinen Brief ſchließen will, überfällt mich faſt eine Bangigkeit vor Ihrer Antwort. Zögern Sie nicht zu lange mit dieſer.

Die Antwort Karolinens lautete:

Mein theurer Freund.

Sie erwarten eine offene Antwort, Sie ſind berechtigt das zu thun — und Sie ſollen ſie haben ohne jegliche Ziererei. Ja, ich liebe Sie.

Sie meinen das ſei mir, als einem Mädchen vielleicht früher klar geweſen, als Ihnen. Auch darin haben Sie ſich nicht getäuſcht. Die ſchöne Offenheit, mit der Sie mir Ihr ganzes Innere enthüllen, würde ſchlecht vergolten werden,

wollte ich nicht ein Gleiches thun. So unbefangen und arglos, wie Sie mir, habe ich Ihnen nicht mehr gegenüber gesessen. Ich liebte Sie und wußte daß ich es that. Wenn die Männer lieben, so bleibt doch nebenbei ihr Geist frei, sie lassen auf Stunden ihr Gefühl schweigen oder vergessen es, und denken, schaffen geistig. Das vermögen wir Frauen nicht. Wir lieben mit unserm ganzen Wesen, mit Herz und Geist zugleich. Und ist die Liebe bei uns eingezogen, so vermögen wir nichts Anderes mehr zu denken, als den Geliebten. Von der Zeit an, wo mir das geschah, wo mein erster Gedanke am Morgen Ihnen galt, wo ich mich den ganzen Tag nur auf die Stunde freute, die Sie zu uns führte, wo ich stille Seligkeit darin fand Sie zu sehen und zu hören, von der Zeit an wußte ich auch daß ich Sie liebte. Oft hat mich der Gedanke peinlich beschäftigt: wirst du auch wieder geliebt? Wenn er dich liebte, warum keine wärmere Annäherung? Wenn er dich liebte, müßte ihm sein wie dir, es müßte ihn drängen dir es zu sagen. Und doch hoffte ich immer wieder. Ich wußte daß Sie mit niemandem umgingen, als mit uns, daß Sie gern zu uns kamen, daß Sie keinen geheimen Gedanken vor mir hatten. Das mußte ja die Liebe sein. Und wäre es auch nicht unweiblich gewesen Sie auf irgend eine Art zu einer Annäherung, einer Erklärung zu veranlassen, ich hätte es doch nicht vermocht. Ihre Arglosigkeit war mir so heilig. Die Liebe ist eine Leidenschaft, die das Gemüth oft heftig bewegt. Nimmer hätte ich sie erwecken mögen, ich mußte ja fürchten daß die ruhige Klarheit Ihres

Innern getrübt werden könnte. Daß ich so zwischen Zweifel und Hoffnung umhergeworfen wurde mag Ihnen beweisen daß ich Sie liebte. Wie ich Sie liebe, hat mir aber auch erst die Trennung klar gemacht.

Als ich am Tage Ihrer Abreise erwachte und nach der Uhr sah, wußte ich Sie waren fort — und jede Minute vergrößerte die Entfernung zwischen Ihnen und mir — und einen Augenblick war mir zu Muthe, als wären Sie auf immer von mir gegangen. Das Nachdenken beruhigte mich etwas, und doch flossen mir den ganzen Tag unwillkürlich die Thränen aus den Augen, ohne daß ich zu einem eigentlichen Ausbruch des Weinens kam. Und recht leer und öde kam mir Alles vor in der ganzen Zeit, die Sie schon fort sind. Wenn ich Morgens erwache, scheint mir der Tag so lang, so unendlich lang vor mir zu liegen, an dem ich Sie nicht sehen werde. Und doch lege ich mich Abends, mit dem beruhigenden Gedanken nieder: wieder ein Tag vorüber, der verfließen mußte, ehe du ihn wiedersiehst. Wenn ich Abends zu der gewohnten Stunde an meiner Arbeit sitze und aufblicke und den Stuhl leer sehe, auf dem Sie sitzen sollten, wird mir recht weh zu Muthe. Mein Gedanke sucht Sie in der fernen, großen Stadt, ich weiß mir kein Bild davon zu machen, ich denke mir daselbst viel Leben und Gewühl und weiß Sie dann nicht zu finden. Dann bin ich oft recht trostlos, mir fällt ein: du hast keinen andern Gedanken als ihn — und er hat dich vielleicht schon längst aus dem Gedächtniß verloren. Er hat bis jetzt so still hier gelebt und das eigentliche Leben nicht

gekannt. Es wird mächtig auf ihn wirken und unter diesem Einflusse wird er dich rasch vergessen. Er wird andere Mädchen sehen, schönere, geistreichere, liebenswürdigere — ach, mein Freund, das sind Gedanken, die das Herz krampfhaft zusammenpressen.

Sie sehen, ich lege Ihnen offen dar was in mir vorging. Vorging, merken Sie wohl, denn seit ich Ihren Brief erhalten, sind alle die trüben Bilder verschwunden. Sie sollen auch wissen welche Wirkung dieser Brief auf mich machte. Als ich die Worte las: „ich liebe Sie," stürzte mir ein Thränenstrom aus den Augen, mir war einen Augenblick als müßte ich ersticken — dann sprang ich auf und ging in den Garten — und ich athmete tief auf und konnte doch mein klopfendes Herz nicht zur Ruhe bringen. In diesem Augenblicke habe ich gelernt, was das Wort Seligkeit bedeutet. Wie ich dann Ihren Brief zu Ende las — unter stillen, beglückenden Thränen — wie ich wieder hinausging in den Garten — wie mich die grünen Büsche so freundlich anlachten, welche unendliche Lieblichkeit über die ganze Gegend ausgebreitet war, die sich vor mir hin erstreckte, — ach mein Freund, das läßt sich nicht sagen, nicht beschreiben. Lange schaute ich mit unendlichem Dankgefühl nach oben in den blauen Himmel hinein — gedacht habe ich nicht, nur gefühlt — aber ich glaube, das war ein rechtes, echtes Gebet. Ich war den ganzen Tag allein, meine Mutter war auf dem benachbarten Dorfe gewesen, um ihre Base zu besuchen und sie kam erst gegen Abend nach Hause. Ich hatte Ihren Brief

auf meiner Bruſt verwahrt, und fühlte ängſtlich darnach wie ſie eintrat, als könnte ſie ihn bemerken. Ich wollte nicht davon ſprechen. Mir war, als müßte ich meine Seligkeit ſorgſam in meinem Innern verwahren, als wäre ſie ſchon entweiht, ahnte auch nur ein Dritter was in mir vorging. Und doch konnte ich nicht ſchweigen — als ſie mich nach des Tages kleinen Begebenheiten fragte, als ihr liebes, treues Auge forſchend und gütig ſorgend auf mir haftete, und ich ihr anſah daß ſie wohl merke es gehe in mir etwas vor, da barg ich mein Geſicht an ihrer Bruſt und ſagte weinend: er liebt mich.

Da haben Sie es was ich fühle und empfinde, ſo weit Worte es wiedergeben können. Es iſt eine Stimme in mir, die mir ſagt: du darfſt dich nicht gleich anfangs ſo rückhaltslos hingeben, es iſt unweiblich ſich ihm ſo gleichſam in die Arme zu werfen. Aber ich mag dieſer Stimme kein Gehör geben. Nur das unbedingteſte Vertrauen iſt die Liebe, muß ſie ſein. Ich meinte an Ihnen zu freveln, hätte ich nur einen Gedanken, den ich Ihnen abſichtlich verbärge. Vielleicht wäre bei Andern etwas Zurückhaltung nothwendig, aber Sie werden mich verſtehen, Ihnen gebe ich mich ganz.

Ich leſe den Brief noch einmal durch — und ich möchte ihn zerreißen. Er erſcheint mir ſo nichtsſagend, ſo wenig das ausdrückend, was er ſoll. Aber wie ich ſinne und ſinne, ich wüßte ihn nicht beſſer zu ſchreiben. Ach, mein Freund indem ich ſchließe, überfällt mich auch plötzlich eine Bangigkeit. Kann ſo viel Seligkeit beſtehen? Bin ich armes, un-

bedeutendes Geschöpf so vielen Glückes würdig? Wie komme ich unter Tausenden dazu die allein Beglückte zu sein? Doch ich will hoffen. Und das Wiedersehen? Mir wird ängstlich zu Muthe! Was soll, was werde ich thun, wenn ich Sie wiedersehe? Fast ist es mir lieb daß Sie noch mehrere Wochen ausbleiben, denn ich kann mich darauf vorbereiten. Leben Sie wohl und denken Sie Ihrer Karoline.

Darauf schrieb Ernst.

Mein herrliches, herrliches Mädchen!

Jetzt erst weiß ich was Leben heißt. Mir ist als wäre ich erst geboren. Lieben ist Seligkeit. Aber für das Gefühl geliebt zu werden hat die Sprache kein Wort. Und so, so geliebt zu werden! Hätte ich nur für eine Stunde die Schnelligkeit des Gedankens gehabt, als ich Deinen Brief empfing — ich wäre zu Dir geeilt, wäre vor Dir nieder gesunken, hätte Deine Knie umfaßt und nichts gesagt als: meine Karoline! Nichts, nichts weiter hätte ich gewollt, als noch einen langen Blick in Deine lieben Augen und ich wäre ruhig wieder auf Wochen von Dir gegangen! Mein herrliches, herrliches Mädchen! Wol habe ich gebangt vor Deiner Antwort. Bald so, bald so hatte ich sie erwartet. Mädchenhaft ausweichend, leise Hoffnung gebend, schüchtern erwiedernd, Bedenkzeit erbittend, kühl und zurückhaltend — aber auf diese Antwort war ich nicht gefaßt. Konnte ich ahnen daß so viel Liebe in eines Mädchens Brust schlummern könne? In des Mädchens Brust, die täglich ruhig

und freundlich bei mir saß? Mein herrliches, herrliches Mädchen! Wenn ich Dir nur sagen könnte wie mir ist, wie ich fühle und empfinde! Jetzt möchte ich aufjauchzen in heller Lust, dann still beseligt auf das Knie sinken und meinen Kopf in die Kissen des Sophas drücken, um nichts zu hören, nichts zu sehen, und nur Dein Bild, Dein liebes, süßes Bild mir in der Erinnerung vorzuzaubern. Schon ist es sechs Stunden her daß ich Deinen Brief erhielt. Als ich ihn durchgelesen warf ich ihn auf den Tisch, trat an's Fenster, lehnte den Kopf an die Scheiben und starrte hinaus in das Menschengewühl der belebten Straßen. Wie lange ich so gestanden weiß ich nicht, was ich gedacht weiß ich nicht, ich habe auch wol nichts gedacht, sondern nur geträumt. Dunkel schwebt es mir vor als hätte ich voll tiefen Mitleids auf die Menschen geblickt, als wären sie mir alle so klein, so bedauernswerth vorgekommen! Ich erwachte aus meiner Träumerei — ich kam wieder zu mir selbst — da lag Dein Brief auf dem Tische. Ich riß ihn an mich — ich las ihn noch einmal; nein, nein, es war kein Traum, da stand es, mit klaren festen Zügen stand es da: ich bin geliebt. Geliebt von Dir! Und so geliebt! Karoline, so kann kein Anderer geliebt sein, so vermag kein anderes Mädchen zu lieben wie Du! Du bist eine Ausnahme Deines Geschlechtes. Vermöchten alle Weiber nur annähernd so zu lieben, wie Du es thust, der Himmel wäre ja schon auf Erden da, wo könnte es einen Unglücklichen geben! Ich ergriff den Brief zum dritten Male — und legte ihn wieder weg. Ich will ihn

noch oft lesen — und will sparsam damit sein — ich möchte ihn bald auswendig wissen — und das will ich nicht, er soll mir neu bleiben, immer neu. Es litt mich nicht mehr im Zimmer, ich stürzte hinaus. Die armen Menschen um mich her. Da eilten sie hin, gehetzt von den Geschäften des Tages, getrieben von der Lust nach Zerstreuungen, gepeinigt von Langeweile, mit sorgenvollen, geschäftigen, gleichgültigen Gesichtern — und ich drängte mich durch sie hin, die Brust voller Wonne, unter den Tausenden der einzige Glückliche! Ich gelangte in's Freie, ich warf mich in's Gras am Ufer des Flusses, doch ich konnte nicht liegen bleiben, es litt mich nicht, ich mußte Bewegung, ich mußte Anstrengung haben. Auf der steilsten Seite erkletterte ich den Berg, wo vor mir vielleicht noch niemand gestiegen klimmte ich hinan, die Schwierigkeiten, die kleine Gefahr zu überwinden war mir Lust, im Vollgefühl meines Glückes war ich übermüthig! Da lag die Stadt zu meinen Füßen, mit ihren Thürmen und Palästen, mit ihren weithin sich ausbreitenden Vorstädten und Gärten, und weithin von ihr aus dehnten sich die langen Alleen der Straßen, die sie mit dem Lande verbinden und sich in der Ferne verloren, wohin das Auge nicht mehr folgen kann. Das Alles war so groß — und es kam mir doch so gleichgültig, so kleinlich vor, ich fühlte ja mehr in mir, als was Menschen in langer Zeit schaffen können. Die Sonne sank am Horizonte. Eine Masse leichter Wolken bekränzten sie strahlend im feurigsten Purpur und der ganze Himmel erschien mir wie das Thor der seligsten Zukunft

Wenn ich früher einen solchen Sonnenuntergang sah, war mir als müßte es Wonne sein so zu sterben, so hinüber zu schweben nach einer wonnevollen Ewigkeit — doch als ich jetzt an den Tod dachte, sprang ich erschrocken auf — sterben, jetzt sterben, nein, leben, jetzt will ich leben! Ich fühlte jetzt erst welchen Werth das Leben hat. Nur der Glückliche kann das fühlen. Ich lehnte mich an einen Baum und sah gedankenlos zu wie nach und nach die Farben der Wolken und das Abendroth verschwanden, und als die Nacht völlig hereingebrochen war und tiefes Dunkel Alles bedeckte, ging ich langsam und still nach der Stadt zurück. Und da sitze ich jetzt an meinem Tische und will Dir schreiben. Was das werden wird. Ob sich meine Gefühle zu Gedanken gestalten, ob diese Gedanken eine Form gewinnen werden ich weiß es nicht. Ich will auch nicht mehr schreiben, nichts mehr, als noch einen Gruß. Gute Nacht, Karoline! Gute Nacht, meine Karoline! Meine Gedanken, meine Gefühle, mein ganzes Ich schwebt hinüber zu Dir in Dein stilles Kämmerlein, ich sehe Dich vor mir in ruhigem Schlummer, die Augen geschlossen, ein freundliches Lächeln spielend um Deinen Mund, und ich sinke an Deinem Bette auf die Knie, falte meine Hände und flüstere leise: gute Nacht, Karoline, gute Nacht, meine Karoline!

Am andern Morgen.

Mein Erstes sei ein Gruß für Dich, mein herrliches Mädchen. Ich finde heute Morgen einen Brief an Dich auf meinem Tische, den ich gestern Abend geschrieben. Ich

mag ihn nicht durchlesen. Ich weiß nicht was ich geschrieben, will es auch nicht wissen. Was das Herz geschrieben soll das Herz lesen, ohne daß der Verstand es vorher prüft und vielleicht einen ungeschickten Ausdruck bemäkelt.

Du schreibst mir es sei Dir lieb, daß ich erst nach Wochen zu Dir zurückkehren könne. Mir ist nicht so, Karoline! Lieber in der nächsten Stunde möchte ich Dich sehen! Ich soll denken, schreiben, prüfen, sichten — ich werde es kaum, werde es schwer können. Man kann nur denken bei kaltem Blute — und in mir siedet und glüht es! Dir bangt es vor dem Wiedersehen, Du weißt nicht was Du thun wirst. Ach, Karoline, mir zittert jeder Muskel und erbebt bei dem Gedanken an das Wiedersehen. Die stille Freundin habe ich verlassen und die liebende, geliebte Braut soll ich wieder finden. Ich trete in Dein Zimmer, Du sitzest an Deinem Tisch! Du schaust mich an, Dein Auge strahlt in verschämtem Lächeln, ich stürze zu Deinen Füßen, mein Arm umschlingt Deinen Leib und so blicke ich Dir fest in's Auge — und das ist unsere Vermälung, dieser Augenblick bindet uns für das Leben aneinander — fest, Karoline, unauflöslich! Meine Braut! Mein Weib! Welche herrlichen Worte hat doch die Sprache! Und wie viel Herrlicheres giebt es noch, wofür die Sprache keine Worte hat! Das fühle ich so recht innig und lebhaft.

Seltsam. Vorgestern ward mir der Antrag gemacht, mich einer wissenschaftlichen Reise in fremde Welttheile anzuschließen. Der Antrag ist ehrenvoll und vortheilhaft! Ich

ging natürlich nicht darauf ein, denn es würde mich auf Jahre von Dir entfernen, und mein Leben kann von jetzt an nur mit Dir sein, wenn es überhaupt ein Leben sein soll. Wäre mir aber der Antrag gekommen, als ich noch bei Dir war, ich hätte ihn vielleicht angenommen! Und wenn mich dann die Trennung gelehrt hätte was ich jetzt weiß — es wäre entsetzlich gewesen. Durch mein Wort gebunden hätte ich nicht umkehren können! Ich mag das gar nicht denken. Ohne Dich! Wie kahl und öde wird Alles um mich her bei diesem Gedanken! Fort mit ihm! Doch genug für heute. Der Brief muß fort. Kann ich nicht selbst zu Dir eilen, so soll Dir doch ein Gruß von mir zukommen! Glücklicher Brief, Deine liebe Hand wird ihn entfalten, Dein holdes Auge wird auf ihm weilen, ich beneide wahrhaftig dieses elende Stück Papier! Lebe wohl, Karoline! Mein süßes, herrliches Mädchen!"

Steinhaus legte einige andre Briefe aus dem Packet bei Seite, indem er sagte: „darauf antwortete sie wieder und es entspann sich ein Briefwechsel, wie er unter Liebenden gewöhnlich ist. Diese Briefe werden Ihnen genügen, um die beiden Leute kennen zu lernen. Wenn jemals der Rechte die Rechte gefunden, bei diesen war es gewiß der Fall. Sie wiegten sich Wochen lang in seligen Träumen — die aber Träume bleiben sollten."

„Was konnte zwischen diese Menschen treten," fiel ich ein — „was konnte diese —?"

„Auseinander bringen," sagte Steinhaus; „ich will es Ihnen erzählen. Etwa eine Woche vor Ernst's Rückkehr starb unvermuthet auf einer Reise nach Italien ein Verwandter Karolinens, der sich bei seinen Lebzeiten nicht um sie gekümmert, von dessen Dasein sie nur eine oberflächliche Kunde hatte. Er starb ohne Testament, Karoline war die einzige Verwandte, die er besaß und sie war plötzlich eine reiche, sehr reiche Erbin. Im Anfange ließ die Nachricht von ihrem Reichthum sie kalt, allein bald setzte sich der Gedanke in ihr fest: jetzt könne sie auch noch in anderer Art des Geliebten Lebensglück machen und sie freute sich über den Reichthum. Voll von diesem Gedanken gab sie Ernst keine Nachricht von dem Vorfall, sie wollte ihn überraschen. Sie mußte die Erbschaft antreten und deshalb nach der großen Stadt gehen, wo ihr Verwandter, obgleich unverheirathet und etwas Sonderling, doch ein großes Haus gemacht hatte. Als Ernst zurückkam, fand er sie nicht mehr in ihrer Wohnung, sondern nur einen kurzen Brief, worin sie ihm anzeigte daß der plötzliche Todesfall eines Verwandten sie gezwungen habe, nach R. zu reisen und worin sie ihn bat, sie dort aufzusuchen. Ernst eilte hin. Er trat in das ihm bezeichnete Haus. Es war ein großer Palast! Reich gekleidete Diener empfingen ihn, führten ihn über Marmortreppen durch eine Reihe prachtvoll ausgestatteter Zimmer. Im letzten empfing ihn Karoline. Er stand stumm vor ihr, er begriff das Alles nicht. Sie erwartete einen Ausbruch seiner Freude, sie meinte die frohe Ueberraschung habe ihn stumm gemacht — da nahm die

Mutter das Wort und erzählte in kurzer Darstellung was vorgefallen, daß Karoline eine reiche Erbin sei. Ernst zuckte zusammen — sah die Mutter an — dann auf Karolinen, die in Seide gehüllt vor ihm stand, warf dann einen Blick auf seine bestäubten Reisekleider — schlug die Hände vor das Gesicht — und verließ rasch das Zimmer. Ehe Karoline sich von ihrem Staunen erholen, ehe sie ihm nachrufen konnte, war er verschwunden. Nach einer Stunde erhielt sie ein Briefchen mit den wenigen Worten: „Sie sind reich, ich bin arm. Diese Kluft ist für mich unübersteigbar. Wir sehen uns nie wieder! Das Glück lächle Ihnen auf dem Pfade Ihres Lebens!“

Karoline fühlte jetzt erst was sie gethan. Sie war ihm plötzlich im Glanze ihres Reichthums entgegen getreten; statt ihn freudig zu überraschen, wie sie gehofft, hatte sie seinen Stolz verletzt. Sie ließ ihn überall aufsuchen — er war abgereist. Sie warf sich in den Wagen, sie eilte nach ihrem vorigen Wohnorte — Ernst war nicht mehr da. Am Abend vorher war er angekommen, hatte rasch Verfügung über sein Eigenthum getroffen, Einzelnes verkauft, Anderes in sichere Hände zum Aufbewahren gegeben und war am andern Morgen zu Fuße in die Welt gegangen. Niemand wußte wohin. Karoline konnte keine Spur von ihm entdecken.

„Und sie sahen sich nicht wieder,“ fragte ich.

Steinhaus schwieg einen Augenblick und entgegnete dann: „doch, sie sahen sich wieder, nach fünfzehn Jahren.“

„Nach fünfzehn Jahren? Und wie?“

„Ernſt wußte daß die Stelle bei der wiſſenſchaftlichen Expedition, die man ihm angetragen hatte, noch nicht vergeben ſei und es gelang ihm ſie noch zu erhalten. Raſch verließ er Europa. Jahre lang war er fern und durchforſchte in Indien die alten Schätze der indiſchen Literatur. Als die wiſſenſchaftliche Expedition ihren Zweck erreicht hatte, blieb er im Oriente, ganz ſeinen Studien lebend; erſt nach fünfzehn Jahren kam er nach Europa zurück.“

„„Und Karoline?““

„Sie brachte mehrere Jahre damit hin nach ihrem entſchwundenen Freunde zu forſchen. Mittlerweile drängten ſich zahlreiche Bewerber an die junge, ſchöne, reiche Erbin. Sie wies alle ab, und als ihr dieſe Bewerbungen zu läſtig wurden, verkaufte ſie die Beſitzungen in der Stadt und zog ſich auf ein ſchönes Gut zurück. Dort lebte ſie, einſam, ihre Freude im Wohlthun findend, ſie war der ganzen Umgegend ein helfender Engel.“

„„Und ſie ſahen ſich wieder?““

„In dieſem Zimmer, auf der Stelle, wo Sie ſitzen. Ernſt kam nach Europa zurück, um die Ausbeute ſeiner Studien zu ordnen. Das führte ihn in unſere Stadt, wo er mehrere Wochen verweilen mußte. Wir hatten uns in der Jugend gekannt, er ſuchte mich auf. Karoline hatte das erfahren, ſie kam ebenfalls hierher, und bat mich eine Zuſammenkunft zwiſchen ihnen zu veranſtalten. Hier fand ſie ſtatt. Karoline kam zu mir, ich hatte Ernſt eingeladen. Noch ſehe ich ſie vor mir, die ſchöne, ſtattliche Geſtalt, mit den ernſten

und doch so milden Zügen, ganz in Schwarz gekleidet, das ihr etwas Ehrfurcht gebietendes gab. Ernst ließ auf sich warten — und ich sah wie sie vergebens ihre Unruhe zu bemeistern suchte, wie sie nach dem Fenster ging, sich setzte und wieder aufstand, wie sie auf jedes Geräusch lauschte, und verstohlen die Hand zuweilen auf das Herz drückte. Endlich kam Ernst. Sie hielt sich an den Tisch fest, ihre Brust wogte gewaltsam. Er trat ein, er erkannte sie und lehnte sich erschüttert an mich. So standen sie lange, Auge in Auge. Was in ihnen vorging läßt sich wol fühlen, nicht beschreiben. Endlich sagte sie mit sanftem Tone: „warum hast du mir das gethan?“ Da brach der kräftige Mann zusammen, er stürzte ihr zu Füßen, umschlang laut weinend ihre Knie und rief: „Karoline, meine Karoline!“ Hier war ein Dritter überflüssig, ich verließ leise das Zimmer. Nach einer halben Stunde hörte ich wie Ernst sich hastig entfernte. Als ich eintrat fand ich Karolinen in Thränen gebadet. Sie sagte mir nichts, als: „er will mir schreiben,“ trocknete ihre Augen, schlug den Schleier herunter und verließ mich mit festem Schritte. Da sind noch ein paar Briefe von dem merkwürdigen Paare.“

Ernst an Karoline.

Vergib, Karoline, wenn ich einen ganzen Tag vorübergehen ließ, ehe ich mein Versprechen erfülle Dir zu schreiben. Allein das Wiedersehen hat mich so erschüttert, daß ich Zeit brauchte mich etwas zu fassen. Darauf war ich nicht vorbe-

reitet. Ich habe Schiffbruch gelitten und bin zwölf Stunden in Todesgefahr im Meere umhergetrieben, ich habe im heißen Kampfe die Kameraden neben mir stürzen ſehen, ich war gefangen und ſah den nahen Tod durch fanatiſche Mörder vor Augen — ich bin ruhig geblieben. Dein Anblick, Karoline, hat die tiefſten Tiefen meines Innern aufgewühlt, die alten Wunden ſind aufgebrochen und bluten auf's Neue — ich hätte aufſchreien mögen wie ein verwundetes Thier im Todesſchmerze! Ja, Karoline, ich habe das Glück meines Lebens verloren, als ich Dich verlor. Warum mußte das Schickſal ſich feindlich zwiſchen uns ſtellen und ein Band zerreißen, das für die Ewigkeit gewoben ſchien! Als wir uns vor fünfzehn Jahren ſchrieben waren wir offen gegen einander und Offenheit ziemt uns auch jetzt. Ja, Karoline, ich habe Dich geliebt, wie ſelten ein Weib geliebt wird — denn ich liebe Dich noch. Die ſalzigen Fluthen des Meeres haben Dein Bild nicht aus meinem Innern verwiſchen, die tropiſche Sonne hat es nicht auszubrennen vermocht. Ich habe einen harten Kampf gekämpft. Getrieben von der unendlichſten Sehnſucht, voll der ſeligſten Hoffnung eilte ich damals zu Dir — ich ſuchte meine Karoline — und fand eine Dame, eine reiche, vornehme Dame, — und mein Herz erſtarrte zu Eis. Mich trieb es von dannen — doch ſchon an der Thüre blieb ich ſtehen — noch ein Mal wollte ich Dich ſehen, Dir ein Mal noch ſagen: Karoline, ich liebe Dich — und mit Gewalt mußte ich meinen widerſpenſtigen Fuß zwingen mich fort von Dir zu tragen, fort, weit über Länder und Meere!

Konnte ich anders? Das Weib ſoll den Gatten beglücken durch ihre Liebe, ihre Tugenden, ſie ſoll ihm ſein Haus ſchmücken. Aber bauen muß der Mann das Haus. Was das Weib im Hauſe, ſoll der Mann in der Welt ſein, der Stab und der Schutz des Weibes. Die Sorge gebührt dem Manne. Sie iſt ſeine Pflicht, ſie iſt aber auch ſein Recht. Konnte ich in das Haus ziehen, das ich nicht gebaut hatte? Konnte ich meine Pflicht und mein Recht aufgeben für Dich zu ſorgen? Die Liebe gibt und empfängt gegenſeitig. Ein anderes Verhältniß trägt den Keim des Todes ſchon in ſich. Du warſt die reiche Erbin, ich der arme Gelehrte. Du hätteſt nur gegeben, ich hätte nur empfangen. Das trägt ein Mann nicht, das kann er nicht ertragen. Glaube nicht, Karoline, daß ich ſo leicht gegangen bin. Hundert Mal flüſterte eine Stimme mir zu: kehr' um. Sie liebte dich, als ſie arm war, ſie wird dich auch jetzt lieben. Tauſende verdanken ihren Frauen ihre ganze Exiſtenz. Aber dieſe Stimmen kamen nicht zum Siege. Ich fühlte Dein Reichthum war der Wurm, der die Knoſpe unſerer Liebe zerfraß. Lieber auf einmal geknickt, als langſam dahin geſiecht. O, ich dachte auch anders. Ich wollte Dich in Deinem Reichthum laſſen, wollte nichts von Dir annehmen, wollte mich mit dem begnügen, was ich mir ſelbſt erwarb — nur bei Dir ſein, Dich lieben wollte ich — denn ich fühlte ja zu tief wie kalt und öde das Leben vor mir lag ohne Dich — aber alle dieſe gaukelnden Gedanken mußten weichen vor dem erſten Worte: die Sorge für dein Weib iſt deine Pflicht und dein Recht, du darfſt das

nicht aufgeben. Und ſo trieb es mich fort und immer weiter — und bald lagen die Wüſten Arabiens zwiſchen uns. So wollte ich Dich fliehen, Karoline, und doch vermochte ich es nicht. Denn Du bliebſt immer bei mir. Das Andenken, die Erinnerung an Dich wich nie aus meinen Gedanken, Dein Bild nie aus meiner Phantaſie. Das Land unter der tropiſchen Sonne iſt uns zu fremd, nie gewöhnen wir uns dahin, immer bleibt die Sehnſucht nach der Heimath. Meine Heimath aber warſt ja Du — Wenn ich in Indien des Abends einſam ſaß und die Sonne raſch hinunterſank, gefolgt von der eben ſo plötzlich einbrechenden Nacht, ſchloß ich die Augen und träumte mich in mein herrliches Vaterland, wo der Abend langſam hereinbricht, wo eine lange Dämmerung freundlich die Nacht mit dem Tage vermält, ach dieſe Dämmerungsſtunden waren ja Monden lang meine ſchönſten geweſen, ich hatte ſie bei Dir verbracht, war es in Deinem freundlichen Garten, wo die Schönheit eines Sommerabends unſere Herzen weiter machte und erhob, war es in Deinem Stübchen, wo man das Lichtanzünden gern ſo lange als möglich verſchiebt, weil es im Halbdunkel ſo traulich ſich plaudert. O dieſe Erinnerungen! Man ſagt jeder Schmerz löſe ſich mit der Zeit in linde Wehmuth auf. Ich weiß nicht was die Leute Zeit nennen. Fünfzehn Jahre müſſen dann keine Zeit ſein, denn ſie vermochten nicht meine Wehmuth in eine linde umzugeſtalten. Ich mußte lernen meine Gedanken gewaltſam auf Anderes zu richten, wollte ich nicht indem ich meinem Schmerze nachhing, meine ganze Kraft, meine ganze Mann-

heit verlieren. Und doch waren dieſe Erinnerungen noch wohlthuend gegen andere Gedanken. Zuweilen drängten ſich auch andere Bilder mir auf. Vor allen das Entſetzlichſte: ich ſah Dich ſtehen in dem reichen ſeidenen Gewande, geſchmückt mit den blitzenden Diamanten, umgeben von aller Pracht des Reichthums, und mich daneben, den armen Fußwanderer — es kam mir vor, als ſollte ich ein Almoſen empfangen — das war ein bitteres Bild, das mir das Blut in Wallung brachte — und ich mußte mich oft gewaltſam davon losreißen. Und mußte ich nicht denken daß Du, umgeben von Glanz und Reichthum, gezwungen faſt feiſt in der großen Welt zu leben, daß Du, die ich heilig verehrte, umgeben und berührt von der Alltäglichkeit der Welt, daß vielleicht ein Anderer — — vergib mir, Karoline, ich frevelte an Dir daß ich dieſe Gedanken hatte — aber ich habe ſie gehabt, ich will es Dir nicht leugnen — und ſie ſchließen eine Höllenqual in ſich. So, Karoline, habe ich fünfzehn Jahre gelebt. Urtheile nun ob ich Dich geliebt habe. Nur wann ich arbeitete, wann es mir gelang blos zu denken, mich ganz zu verſenken in das was mir oblag, war ich ruhig. Die angeſtrengteſte Mühe war meine Erholung. War dann mein Geiſt abgeſpannt, dachte ich träumend an die Vergangenheit — und ſchlief ruhig ein, wenn nur die wehmüthig freundlichen Bilder, nicht aber die bitteren Vorſtellungen in mir wach wurden. Urtheile nun ob ich Dich geliebt habe! Der Liebende gibt ſein Herz, ſein beſſeres Theil, die Hälfte ſeines Weſens an die Geliebte — ich hatte es gethan, und habe es nie wieder gewonnen. Nie

bin ich wieder ganz ich selbst gewesen — urtheile ob ich Dich geliebt habe.

Karoline an Ernst.

Welche Antwort, mein Freund, soll ich auf Deinen Brief Dir geben? Du beweisest mir daß Du mich geliebt, daß Du mich nicht vergessen hast — das habe ich gewußt. Ich beurtheilte Dich nach mir. Ich grübelte nicht, ich fühlte nur so wie es dir zu Muthe ist muß es auch ihm sein. Und weil Dein Bild nie aus meinem Herzen schwand, weil seine Farben nie verblaßten, wußte ich auch daß Du mich nicht vergessen würdest. Du schilderst mir Deinen Schmerz, soll ich Dir sagen was ich durch funfzehn Jahre empfunden habe? Als ich die Nachricht von der Erbschaft empfing war es mir anfangs unbehaglich. Eine so bedeutende Einwirkung auf unser Schicksal, die von außen her kam, konnte mich nicht recht erfreuen. Wir hatten so viel in uns zu unserm Glücke, daß Alles was von außen kam nur störend wirken konnte. O wie richtig war diese meine Ahnung. Aber ich verwarf sie, ich befreundete mich mit dem Gedanken an den Reichthum — und zwar Deinetwegen. Nach dem Glanze, den er mir gewähren konnte, fragte ich nicht. O, mein Gott, wann habe ich weniger an Glanz gedacht, als in der schönen Zeit, wo ich in dem Bewußtsein selig war von Dir geliebt zu sein. Aber ich dachte an Dich und mich freute die Aussicht daß ich Dir die Mittel bieten konnte allen Deinen Neigungen nachzuleben. Du konntest Bücher kaufen, Sammlungen anlegen,

Reiſen machen — Du brauchteſt nicht mehr mühſam mit dem Leben zu ringen, die Sorgen ſollten nicht Deine ſchöne Stirn mit Falten vor der Zeit umziehen — und Alles das konnte ich Dir bieten. Und je mehr ich mich in dieſen Gedanken hineinlebte, deſto mehr erfreute ich mich an ihm. Ach, mein Freund, die wahre Liebe iſt ſo furchtſam, ſo demüthig. Oft hatte ich gedacht ob ich Deiner auch werth ſei, oft hatte mich die Bangigkeit überfallen ob ich Dir genügen würde, ob ich vermöchte Dich glücklich zu machen, ich armes, unbedeutendes Mädchen einen Mann wie Dich, deſſen Geiſt ich ſo hoch verehrte, wie ich Dein Herz ſo glühend liebte. Und darum war mir der Reichthum endlich willkommen, ich meinte Deiner würdiger geworden zu ſein. Und darum hatte ich mir das Wiederſehen ſo ſchön ausgemalt, ich dachte mir Dein Erſtaunen — ich freute mich auf den Augenblick, wo ich Dir ſagen wollte: da, Ernſt, das Alles iſt Dein — nimm es hin! Und Du? Mit dem wilden Trotze des Stolzes ſtiehſt Du von dannen, mit einem unbarmherzigen Fußſtoße zertrümmerſt Du mein ganzes Lebensglück. Warum ſo wild und trotzig? Ein Wort von Dir und ich hätte alle den Reichthum von mir geworfen und hätte Dir gedankt für ein wollenes Kleid, das Dein Fleiß mir erworben! Klage nicht das Schickſal an, Dein ungeſtümer Trotz, Dein Stolz hat das Band zerriſſen, das nicht zerriſſen werden ſollte. Du ſchilderſt mir wie Du mich nie vergeſſen — ſoll ich Dir auch mein Leben ſchildern? Du warſt der Mann, Du warſt der Glückliche! Du gabſt Dein Herz auf, aber behielteſt den

Geist frei. Du konntest in Deiner Arbeit Trost und Erholung suchen, die große, unendliche Welt bot Dir wenigstens andere Bilder. Was blieb mir, dem armen Weibe? Anfangs konnte ich den Gedanken nicht fassen daß Du auf immer entflohen seist. Ich hoffte Du würdest Dich eines Andern besinnen und zurückkehren, ich hoffte endlich Deinen Aufenthalt zu erfahren und mich mit Dir zu verständigen. Du hattest mit einem Male entsagt — ich habe die Hoffnung stückweis aufgeben müssen. Jeder Monat, der verging, nahm ein Stückchen davon mit. Vergebens sagte ich mir oft: er ist für dich verloren — immer rief eine Stimme in mir: es ist nicht möglich, er kommt doch zurück. Aber ich sah den Mond wachsen und wieder wechseln, Du kamst nicht zurück, ich sah die Sommer erblühen und verwelken, Du kamst nicht zurück. Sterben mag hart sein, aber es geht rasch zu Ende. Allein verdorren müssen, langsam Blatt für Blatt vom Lebensbaume abfallen fühlen, das, mein Freund, ist entsetzlich. Und so hast Du mich verdorren lassen! Fünfzehn Jahre leben und keine Freude. Fünfzehn Jahre Sehnen und keine Befriedigung! Fünfzehn Jahre sterben und doch nicht todt sein! Hätte ich Dich gestorben gewußt, ich würde auf Deinem Grabe haben weinen, würde Deinen Hügel haben mit Blumen schmücken können. So aber peinigte mich noch der Gedanke daß Deine ganze Laufbahn zerstört, Dein Leben vielleicht ein verfehltes sei und nur um meinetwillen! Kannst Du ermessen was ein armes Weib leidet, das Jahre lang nur einen Gedanken hat, dessen sie sich nie entschlagen kann? Ein ewig

fallender Tropfen höhlt einen Stein aus sagt das Sprichwort, ſo raubt ein Gedanke, der immer und immer wiederkehrt, jeden Lebensmuth — und die entſetzlichſte Gleichgültigkeit bemeiſtert ſich des Gemüths, das doch fähig war ſo Vieles zu empfinden! Zu dieſem Looſe hat mich Deine Grauſamkeit verdammt! Und weßhalb? Was war zwiſchen uns getreten? Dein Stolz! Du wollteſt von mir nichts empfangen, Du wollteſt nur geben. Ich kann das nicht recht faſſen. Du trateſt hin vor mich und ſprachſt: ſei mein für das Leben, und als ich das that, als ich mich Dir ganz gab zu Deinem Eigenthum, mein Herz, meine Seele, mein ganzes Ich — das nahmſt Du an, als müſſe es ſo ſein. Und iſt denn mein ganzes Selbſt nicht mehr werth, als der elende Reichthum? Du warſt nicht zu ſtolz mich ſelbſt hinzunehmen, aber das was zufällig an mir hing, das Gold — wieſeſt Du zurück? Und das nennt ihr Männer Stolz, nennt es würdigen Stolz? Ihr brecht ein Herz und hüllt euch in das Bewußtſein gethan zu haben was euer Stolz, euer Ehrgefühl verlangt! Ich kann den richtigen Zuſammenhang nicht finden. Gebietet euch nicht auch die Ehre euer Wort zu halten? Und beſaß ich nicht Dein Wort für das ganze Leben? Und wenn hier ein Fall eintrat, wo Du wählen mußteſt zwiſchen zwei verſchiedenen Geboten der Ehre, warum entſchiedeſt Du Dich für das erſte? Weil Dein Stolz größer war als Deine Liebe? Soll man die Männer nicht beklagen, die nach ſo verſchiedenen Triebfedern zu handeln gezwungen ſind? Wir Frauen handeln nach unſerm Gefühl — und wählen nicht was wir

thun ſollen. Du folgteſt dem Gebote Deines Ehrgefühls, mein Freund, als Du mich verließeſt, und willſt das rechtfertigen, indem Du mir ſchilderſt daß Du nicht glücklich warſt, daß Du Deine Liebe nicht vergeſſen konnteſt. Du gefällſt Dir alſo in dem Bewußtſein Dein Glück Deinem Ehrgefühle zum Opfer gebracht zu haben, Du erſcheinſt Dir ſelbſt achtungswerth in dem Gedanken entſagt zu haben. Wohl, mein Freund, Du konnteſt Deinem Glücke entſagen, wer aber gab Dir ein Recht auch das meinige zu opfern? Da Du mich liebteſt, mußteſt Du wiſſen daß Deine Flucht der Todesſtoß für mein Glück war. Was berechtigte Dich auch mich Deinem Ehrgefühle zum Opfer zu bringen? Wie ich Dein war, ſo warſt Du mein — und als Du flohſt, nahmſt Du mir mein Eigenthum. Mit welchem Rechte? Darauf gib mir Antwort!

Ernſt an Karoline.

Du ſagſt mir ich ſei grauſam geweſen, als ich Dich verließ, aber Du vergiltſt mir dieſe Grauſamkeit in zehnfachem Maße. Deine Vorwürfe dringen wie glühende Dolche in mein Inneres, und als ich Deinen Brief geleſen hatte, kam es mir vor, als ſei ich der entſetzlichſte Verbrecher. Bin ich wirklich ein Verbrecher? Ich habe Dein Lebensglück zerſtört, ſagſt Du mir, und doch hatte ich nur den einen Wunſch Dein Lebensglück zu ſchaffen. Wer löſt dieſen Widerſpruch? Ich habe Dich verlaſſen ſagſt Du — und doch fühlte ich anders, fühlte ich daß ich von Dir losgeriſſen wurde. Mein Stolz, ſagſt Du, ſei größer als meine Liebe geweſen? O, mein Gott,

was hatte ich damals für Stolz in meiner Seele, als ich vor fünfzehn Jahren zu Dir eilte. Niedersinken wollte ich vor Dir, Deine Hände küssen und Dir danken für Deine schöne Liebe, Dir sagen daß ich Dir danken werde mein ganzes Leben lang für Deine schöne Liebe. War das Stolz? Gegen Dich besaß ich keinen. Andern gegenüber fühlte ich mich stolz daß Du mir Dein Herz geschenkt, gegen Dich fühlte ich nur Hingebung. Nein, meine Liebe war größer, als jegliches andere Gefühl in mir. Ich wollte Dein Mann sein im vollsten Sinne des Wortes, aber als Dein Reichthum mir das nicht gestattete, mußte ich entsagen. Hättest Du ein kleines, bescheidenes Vermögen besessen, das hätte ich ertragen, dagegen konnte ich meinen Fleiß, meine Kenntnisse in die Wagschale legen, dann standen wir gleich. Aber Du warst reich, sehr reich — und das stellte mich zu tief unter Dich. Und wenn Du großherzig genug warst das nicht zu achten, wenn Dir auch vielleicht mein innerer Werth mehr galt, als Dein Reichthum, bedenke das Urtheil der Welt: „Er hat viel Glück gehabt, er hat eine reiche Frau bekommen, an sich ist er ein armer Teufel.“ So hätte die Welt gesagt, gedacht, das hättest Du auf dem Gesicht jedes Menschen gelesen, der Dein Haus betrat. Und wäre unsere Ehe mit Kindern gesegnet worden, hätten sie nicht ihr glänzendes Loos Deinem Vermögen gedankt — und nicht ihrem armen Vater? Hätte ich nicht immer in zweiter Linie neben Dir gestanden? Hätte diese Stellung nicht unser ganzes Glück untergraben müssen? Denke daß mir bei der Verwaltung Deines Vermögens ein

Unfall zugeſtoßen, daß ein Verluſt entſtanden wäre — hätte ich nicht wie ein Schulknabe vor Dir geſtanden, der ſeiner Aufgabe nicht gewachſen war. Nein, nein, Karoline, ich habe gehandelt wie ich mußte. Du ſollteſt die Herrin ſein meines Hauſes, denn der Mann ſoll ſein Weib in ſein Haus führen. Wie die Verhältniſſe ſtanden wäre ich aber nur der Verwalter Deines Hauſes geworden. Das war unmöglich. Die Stellung zwiſchen Mann und Weib iſt ſeit Jahrtauſenden durch die Sitte aller Völker feſtgeſetzt. Wird ſie durch Verhältniſſe verrückt, ſo kann ein wahres Glück nicht erwachſen. Das bittere Gefühl der Demüthigung würde an mir genagt, jede unvorſichtige Aeußerung von Dir — oder von Andern würde einen neuen Stachel in mein Selbſtbewußtſein gedrückt haben — der Unmuth hätte meinen Sinn verdüſtert, ſtatt Dich glücklich zu machen hätte ich Dir das Leben verbittert — ich konnte nicht anders!

Karoline an Ernſt.

Unbeugſamer Mann. Ich gebe es auf mit Dir zu ſtreiten, ich frage Dich nur: was nun?

Ernſt an Karoline.

Um Gott, Karoline, was ſoll dieſe Frage?

Karoline an Ernſt.

Willſt Du noch einmal fliehen?

Ernſt an Karoline.

Was iſt denn anders geworden, als es vor fünfzehn Jahren war?

Karoline an Ernſt.

So kannſt Du fragen? Wir ſind anders geworden. Vor fünfzehn Jahren war ich ein friſches, blühendes Mädchen, das Herz voll glühender Liebe, die Bruſt voll ſeliger Hoffnungen. Die friſche Blüthe iſt dahin, die Hoffnungen ſind geknickt, aber die Liebe iſt geblieben. Was anders geworden iſt? Damals glaubte ich nur in Deiner Liebe mein Glück finden zu können — jetzt hat mir das Geſchick den Beweis in die Hand gegeben. Was anders geworden iſt? Die fünfzehn ſchönſten Lebensjahre ſind verloren, ſind unwiederbringlich verloren. Soll denn das ganze Leben verloren ſein?

Ernſt an Karoline.

Verſtehe ich Dich recht? Du könnteſt den Gedanken hegen — —? Karoline, jetzt ſollte ich vor Dich hintreten und ſagen: ſei mein Weib? Ich will annehmen: ich könnte mich darüber hinwegſetzen daß die Welt ſpötteln würde: er konnte im Leben nichts erringen und flüchtet ſich unter den Schutz einer reichen Frau, ich will annehmen ich könnte das beſiegen, was Du meinen Stolz nennſt, was Dir als falſches Ehrgefühl erſcheint, darf ich noch jetzt die Hand Dir bieten? Das Weib hat Anſpruch auf einen ganzen Mann in der Fülle ſeiner Kraft. Das bin ich nicht mehr. Schon zähle ich

über vierzig Jahre, mein Haar beginnt zu grauen, die tropiſche Sonne hat an meinem Marke gezehrt. Der friſche Lebensmuth, der mich vor fünfzehn Jahren beſeelte, iſt gewichen, ich bin ein ernſter, oft düſtrer Mann geworden. Und ich ſollte hintreten und einem Weibe ſagen: nimm mich, begnüge Dich mit den Reſten eines Mannes?

Karoline an Ernſt.

O wie wahr hatte ich geſchrieben, daß Dein Stolz größer ſei als Deine Liebe. So unbeugſam wie vor fünfzehn Jahren ſtehſt Du noch jetzt mir gegenüber, und ich weiß Du biſt im Stande wie damals auf und davon zu gehen. Meinſt Du denn ein Weib habe nicht auch Stolz? Wenn ich Deinen letzten Brief nahm, ihn in das Feuer warf und Befehl zum Abreiſen gab, ſo hätte ich gethan was mir mein Stolz gebot. Aber *meine* Liebe iſt größer als mein Stolz und ſo that ich es nicht. Und doch, mein Freund, kommt es mir vor als ſei Dein Stolz nicht der echte und rechte. Du fürchteſt Dich vor dem möglichen Gerede der Leute? Wie? Hier zeige Deinen Stolz, in dem Bewußtſein das Rechte gethan zu haben, verachte das Geſchwätz. Mir ſcheint das ſei der Stolz eines Mannes würdig. Das Geſchwätz der Menge!

Nun, mein Freund, ich habe eine Nacht über Deinen Brief geſchlafen, zwar ſchlecht, aber ich habe doch gelegen. Du kannſt Deinen Stolz nicht ſo weit beugen mich zur Frau zu begehren, ſo will ich meinen unterdrücken und Dich bitten: nimm mich zur Frau. Ich könnte das nicht

über mich gewinnen, wenn ich aus Deinem ersten Briefe nicht wüßte daß Du mich liebst. Aber so wie ich Dich konnteſt Du mich nicht vergeſſen! Fünfzehn Jahre haben wir verloren, aber noch liegt ein hübſcher Reſt des Lebens vor uns. Haſt Du nicht mehr die volle Mannskraft, — wie Du ſagſt — ich glaube es aber nicht — ſo habe ich auch nicht mehr die friſche Jugendblüthe — da ſtehen wir alſo gleich. Und ſollten die Leute über Dich ſprechen, ſo werden ſie mich auch nicht verſchonen und von einer alten Jungfer munkeln, die noch ſo ſpät ſich zum Freien entſchließe. Da ſtehen wir wieder gleich. Alſo trete ich vor Dich hin und bitte Dich: „lieber Ernſt, nimm mich zu Deiner Frau.“ Sieh nun habe ich meinen Stolz gänzlich beſiegt. Mehr kann ein Weib nicht thun. Ich hätte es auch nicht vermocht, wenn ich nicht an Deiner Unbeugſamkeit doch im Stillen Wohlgefallen gefunden hätte, ſo weh ſie mir auch that. Wir Weiber ſind närriſche Geſchöpfe. Wir lieben oft wer uns ſchlägt. Ich hätte es auch nicht vermocht, wenn ich nicht wüßte daß Du ohne mich doch nicht glücklich wirſt. Und für die Demüthigung, die ich meinem Stolze anthue mich Dir förmlich anzubetteln, tröſte ich mich mit dem andern Stolze daß ich armes Mädchen es vermag einen Mann wie Dich glücklich zu machen. Und werden will ich es auch. Ich habe lange genug darauf gewartet. Alſo komm, mein Freund. Fünfzehn Jahre haſt Du mich ſitzen laſſen — noch länger wäre doch zu grauſam.

Das war der letzte Brief. Steinhaus berichtete mir weiter:

„Ich war eben bei Ernſt, als dieſer Brief ankam. Er las ihn, riß ſeinen Hut von der Wand, drückte mir den meinigen auf den Kopf und zog mich fort, indem er rief: „kommen Sie mit.“ Nur mit Mühe konnte ich ſeinen eiligen Schritten folgen. Er ſtürmte hinauf in das Zimmer Karolinens. Sie ſaß im Lehnſeſſel am Fenſter, er ſtürzte ihr zu Füßen und barg ſeinen Kopf in ihrem Schooße. Sie legte beide Hände auf ſein Haar und weinte ſtill. Nach einem Weilchen, in dem er ſich faßte, hob er den Kopf empor und ſagte: „Karoline, ich bin beſiegt. Unſer Freund ſoll Zeuge meiner demüthigenden Niederlage ſein. Hier kniee ich vor Dir und flehe Dich an, vergib! Ich wußte welches Herz ich in Dir gefunden, und war doch nicht ſtark genug auf dieſes Herz unbedingt zu bauen. Ich habe Dir fünfzehn Jahre Deines Lebens geraubt — kann Liebe wieder gut machen, ſo will ich es. Vergib, vergib.“ Karoline lächelte den Knienden ſelig an und ſagte: „ſo, mein Freund, beſchriebſt Du mir in Deinem Briefe unſer Wiederſehen. Iſt es doch wahr geworden.“ Sie ſtrich ihm die Haare aus dem Geſicht und fuhr fort: „aber ein garſtiger Lügner biſt Du. Schreibſt mir Du ſeiſt nur noch ein Reſt von einem Manne. Sieh Deine hohe, klare Stirn ſtraft Dich Lügen, Dein Auge blitzt noch in dem alten ſchönen Feuer — weißt Du, mein Freund, ich freue mich auf das Geſchwätz der Leute, ſie werden ſagen: was hat die für ein Glück einen ſolchen Mann davon zu tragen.“ Ernſt ſprang auf, zog ſie an ſich — und drückte den erſten Kuß auf ihre Lippen. Welch ein Unterſchied! Das

ernſte, hohe Frauenbild, das mir zuerſt in meinem Zimmer entgegentrat, war zu einem lieblich erröthenden, hingebenden Mädchen geworden. Ich fühlte wiederum daß hier ein Dritter überflüſſig war und entfernte mich unbemerkt."

„Und ſie wurden glücklich?" fragte ich.

„Junger Freund," ſagte Steinhaus lächelnd, „die Dichter ſchließen ihre Luſtſpiele und Erzählungen wohlweislich mit der Hochzeit. Was hinter der kommt theilen ſie uns nicht mit."

„„Sie wurden nicht glücklich?" "

„Ei, wer ſagt das! Ich ſehe ſie noch zuweilen. Ein herrliches Paar. Sie tragen einander auf den Händen, ich glaube nie iſt ein böſes Wort zwiſchen ihnen gefallen. Aber die fünfzehn verlornen Jahre ſind doch nicht wieder einzubringen geweſen. Und zuweilen kommt es mir vor als fühlten ſie das — und um ſo ſchwerer, da ſie keine Kinder haben. Das mag der Schatten ſein, der ſich zuweilen über ſie lagert. Was man in der Jugend verſäumt dafür bietet das Alter keinen Erſatz."

Mir ſchien es faſt als hätte Steinhaus dieſe Worte mehr in Bezug auf ſich ſelbſt geſagt, denn er ſprach ſie in eignem, wehmüthigen Tone, zu dem doch hier keine Veranlaſſung war. Er ſchien auch ein weiteres Geſpräch über dieſen Punkt vermeiden zu wollen, denn er ergriff raſch ein anderes Packet Briefe und ſagte: „hier habe ich einen andern Fall, wo der Stolz eine Rolle neben der Liebe ſpielt." Dabei gab er mir die folgenden Briefe.

Klotilde!

Es gibt ein Wort, das den Inbegriff alles Schönen und Erhebenden enthält, das der Mensch in der Bruſt zu fühlen vermag, es iſt der Name der Geliebten. Wenn ich ſtill für mich hin ſpreche: „Klotilde“, wenn ich denke „Klotilde“, wenn ich ſchreibe „Klotilde“, ſo fühle ich wie das Blut mir aufwallt in der Bruſt, wie meine Augen ſtrahlen, ich fühle mich gehoben, beſeligt! Was war ich ehe ich Sie ſah, was bin ich jetzt geworden, Klotilde! Ich kannte die Frauen wenig, kannte ſie nur von ihren ſchwachen Seiten. Kann man die Frauen auch in der Geſellſchaft kennen lernen? Der Ton der Geſellſchaft erlaubt ja nicht auf Tiefes und Ernſtes einzugehen, die Geſellſchaft iſt ja abſichtlich oberflächlich, ſie verlangt nur Aeußerliches und geſtattet nicht das Innere zu zeigen. So und nicht anders hatte ich die Frauen kennen gelernt, denn verwaiſt ſeit früher Jugend, nie im Schooße einer Familie weilend, kannte ich auch die häuslichen Tugenden der Frauen nicht. Und ſo ließen die Frauen mich kalt, ſie kamen mir ſeelenlos vor. Da traf mich der Blitz Ihres Auges — ich erkannte mit einem Male die Seele der Frauen — und ſah nun daß ich ein Thor geweſen. Man muß lieben um die Frauen zu kennen, zu beurtheilen! Doch warum ſage ich „die Frauen?“ Ich kenne nur eine, Klotilde, nur von einer weiß ich daß ſie beſeelt iſt, von Klotilden, ob es die andern auch ſind weiß ich nicht, es kümmert mich auch nicht — und ſehe ich Sie, Klotilde, bezweifle ich es. Sie ſind die Einzige Ihrer Art.

Wie demüthig beuge ich mich in Gedanken vor Ihnen, Klotilde — und doch wie ſchwellt mir der Stolz die Bruſt daß ich Sie lieben kann. Ich fühle mich erhoben über die andern Männer im Bewußtſein meiner Liebe zu Ihnen, Klotilde! Liebe! Was iſt die Liebe? Wie kam ſie über mich? Ich ſtand an einer einſamen Stelle des Waldes, gelehnt an einen Baum und ſchaute träumend in die grünen Wipfel, die von der Abendſonne vergoldet waren. Da weckte mich Hufſchlag. Auf brauſendem Renner kamen Sie daher geſprengt. Dicht bei mir hielten Sie Ihr Pferd an und riefen den Diener. Während er abſprang und die losgegangene Schnalle an Ihrem Sattelzeug befeſtigte, während Sie Ihr muthiges Thier ſchmeichelnd auf den Hals klopften traf mich ein langer tiefer Blick aus Ihren Augen. O, dieſer Blick! War mir doch als leuchtete der ganze Wald in nie geſehenem Glanze! War mir doch als gieße ſich ein Feuerſtrom durch alle meine Adern! War mir doch als wäre ich entrückt weit in die blauen Lüfte, wo nur die Adler kreiſen und ſähe ich die Welt in wunderbarem Lichte zu meinen Füßen. Mir ſelbſt entrückt mußte ich ſein, denn meine Gedanken brachen plötzlich ab — und als ich wieder zu denken anfing waren Sie fort — und ich fand mich einſam an meinen Baum gelehnt. Mir war als wäre ich an dieſen Ort gebannt. Ich ſtand und ſtand und ſah nichts um mich her, ich ſah nichts als den Blick aus zwei dunklen Augen! O dieſer Blick. Wie lange ich geſtanden, was ich gedacht oder gefühlt weiß ich nicht, denn wieder weckte mich Hufſchlag und als ich aufſchaute, war es

faſt dunkel geworden, und Sie ſtürmten auf dem Wege zurück, den Sie geritten. Ich erkannte daß Sie nicht Meiſterin des Pferdes waren, ich ſprang hinzu, fiel ihm in die Zügel, das Pferd warf mich zu Boden, aber es ſtand. Ich ſprang auf, der Reitknecht nahm das Thier beim Zügel und ich trat an Sie heran. Sie fragten beſorgt ob ich mir weh gethan. Der erſte Laut aus Ihrem Munde. Wo hätte ich in dieſem Augenblicke den Schmerz gefühlt, den der Sturz mir verurſacht! Ich verneinte, ich hob Sie vom Pferde. Einen Augenblick hielt ich die hohe, herrliche Geſtalt in meinen Armen, einen Augenblick! Aber welcher! Er dehnt ſich aus zu einer leuchtenden Stunde in der Erinnerung. Sie legten Ihren Arm in den meinigen, ich durfte Sie führen bis wir einen Wagen fanden, der Sie nach Hauſe brachte. Sie reichten mir zum Abſchied die Hand und als Sie herzliche Worte des Dankes ſprachen, fühlte ich einen Druck, der mir das Blut ſieden machte. Das war unſer erſtes Begegnen, Klotilde! Und ſeitdem? Ich erkundigte mich am andern Tage nach Ihrem Befinden. Ihre Mutter ſagte mir einige ſchmeichelhafte Worte, und ich empfange ſo häufig wie möglich Einladungen zu den Geſellſchaften Ihres Hauſes! Ich kann Sie ſehen, darf Ihnen meinen Gruß bringen, und empfange zuweilen einige freundliche Worte. Nicht mehr und nicht weniger, wie jeder Andere. Und doch mehr, unendlich mehr, denn Ihr Blick ruht zuweilen auf mir, wenn auch nur flüchtig — und dieſer Blick iſt mehr, mehr als ein freundliches Wort. Täuſche ich mich? Hier möchte ich Aufſchluß. Ich weiß was

ich mit dieſem Briefe wage — aber ich muß es thun. Nur eine Hoffnung, die Gewißheit einer Hoffnung!

Klotilde!

Drei Tage ſind vergangen, ſeitdem ich wagte Ihnen meinen Brief zu ſenden. Ich habe keine Antwort erhalten. Auch hoffte ich auf keine Antwort von Ihnen — aber ich fürchtete Sie würden mir meinen Brief zurückſchicken. Seltſam. Die Liebe füllt mein Inneres mit Kraft und Muth, und doch bin ich Ihnen gegenüber faſt furchtſam. Als ich meinen Brief abgeſandt hatte, überfiel mich eine große Verzagtheit. Wie darfſt du es wagen dieſes herrliche Frauenbild zu lieben ſagte ich mir ſelbſt. Sie erſchienen mir in ſo hehrem Glanze, daß ich mir ſelbſt dagegen ſo unbedeutend vorkam und meine Kühnheit nicht begriff Sie lieben zu wollen. Und nun haben Sie meinen Brief behalten — Sie wollen es dulden daß ich Sie liebe, — nein, nur verehre, aus der Ferne — mehr, mehr will ich auch nicht. Was bin ich auch noch um Sie lieben zu dürfen? Ein unbedeutender, junger Menſch. Daß mich das Schickſal aus einem alten Geſchlechte geboren werden ließ, daß es mir Vermögen zuwarf gibt mir ſelbſt keinen höhern Werth. Eine Klotilde will errungen, erkämpft ſein! O daß nicht der Feind unſer Vaterland bedroht, daß ich nicht in blutige Schlachten mich ſtürzen, und zurückkehrend meinen Siegesdegen zu Ihren Füßen legen kann! Doch die Welt hat Frieden — und nur durch Thaten des Friedens kann ich mich zu der Höhe empor-

ſchwingen, wo ich Sie lieben darf. Bis dahin will ich Sie verehren als den leuchtenden Genius meines Lebens!"

Steinhaus unterbrach mich, als ich den zweiten Brief geleſen hatte und ſagte: „die andern Briefe ſind in demſelben Tone geſchrieben, es würde Sie langweilen ſie alle zu leſen. Sie werden den Charakter des Liebenden aus den beiden erkannt haben. Ich will Ihnen den Verlauf der Geſchichte erzählen. Ein halbes Jahr ſchwelgte der junge Mann in ſeiner Verehrung, die nach und nach immer heißere Liebe wurde. Und nach und nach änderte ſich ſein Gefühl, er meinte nicht mehr ihrer unwerth zu ſein, er glaubte ſich geliebt, da ſie ſeine Briefe annahm, da ſie ihm oft ein freundliches Wort ſagte, traf er ſie in Geſellſchaft, da er zu bemerken meinte, ſie zeichne ihn heimlich aus. Daß ſie ihn liebte ſchien ihm der Beweis daß er ihrer werth ſei, wie denn die Verehrung die der Geliebten kaum zu nahen wagt und dieſe ſo hoch ſtellt, nach und nach verſchwindet und man ſich bald der Geliebten ebenbürtig fühlt. Er war reich, aus gutem Hauſe, eine glänzende Laufbahn im Staatsdienſte war ihm gewiß — er beſchloß um ſie zu werben. Da kam die Kataſtrophe. Eines Tages traf er ſie allein, er ſank ihr zu Füßen und bat ſie die Seinige zu werden. Sie ſah ihn einen Augenblick verwundert an, dann lachte ſie und ſagte: „ſo war es nicht gemeint, ſtehen Sie auf, ſolche Scenen gehören auf das Theater." Er ſtand auch auf und ging ohne ein Wort zu erwiedern und um ſie nie wieder zu ſehen. Sie hatte mit ihm geſpielt. Ihrer Eitelkeit hatte es geſchmeichelt ſich angebetet zu ſehen, das war Alles."

„Und das Ende,“ fragte ich.

„Sein Stolz war tödtlich verletzt,“ erwiederte Steinhaus, „er ging mit einer tiefen Wunde davon. Nach Jahren schloß er eine Verbindung aus Familienrücksichten, ob er glücklich ist kann ich nicht wissen, er ist äußerlich kalt und gemessen.“

„Und sie?“

„Sie ward Hofdame und blieb unvermält. Vor einigen Jahren sprach ich sie einmal und erwähnte des jungen Mannes. Sie seufzte tief auf und sagte mir: „jetzt fühle ich daß ich ihn lieben könnte.“ Es war zu spät.“

„Sie ist bestraft, und mit Recht. Mit den Empfindungen eines Mannes spielen ist abscheulich.“

„Und kommt doch so häufig vor. Wie manches junge Herz habe ich schwer verwundet gesehen, mit dem Herzlosigkeit und Gefallsucht gespielt hatte, zur Befriedigung der Eitelkeit, der Langeweile. Aber glauben Sie auch, nichts rächt sich so schwer, als dieser Verrath an der Liebe — es gibt gewiß und wahrhaftig schon hier eine Gerechtigkeit, und wer gegen die Liebe frevelt, sei es auf diese oder jene Art, büßt es mit schwerer Reue.“

„Sie haben so viel gesehen, so viel erfahren,“ fuhr ich heraus, „und immer nur von Andern? Schwerlich! Wahrlich, ich möchte die Geschichte Ihres eigenen Herzens kennen. Solche Erfahrung erwirbt man nicht nur durch Beobachtung. Sie müssen selbst manchen Kampf durchgemacht haben.“

„Nach meinem Schicksal fragen Sie,“ sagte wehmüthig

lächelnd Steinhaus, „nach meinem Schicksal? Hm, es ist lange her, daß jemand nach mir gefragt hat; ich habe meist allein in der Welt gestanden — und doch — doch habe ich die Leiden und Freuden auch erfahren, die wol keinen verschonen, der ein Herz hat sie zu fühlen. Ich kann Ihnen auch von mir erzählen, da ich Ihnen so viel von Andern mitgetheilt habe — ja ich habe vielleicht noch mehr Recht Ihnen mein Leben zu schildern, als das meiner Freunde. So hören Sie.

Meine Lebensverhältnisse werden Sie wenig interessiren, sie sind einfach und ohne besondere Glücks- oder Unglücksfälle. Sie wollen nur wissen wie es mir mit der Liebe gegangen ist. Ich besitze ein Gemüth nicht nur fähig zum Lieben sondern auch nach Liebe verlangend, der Liebe bedürftig. Schon als junger Mensch fühlte ich mehrmals die Regungen der Liebe, ohne daß sich ein Verhältniß entwickelte. Ich hätte damals wol den Muth gehabt — den Wunsch hatte ich wol — die Geliebte aus allerhand Todesgefahren zu retten, aber den Muth sie anzureden besaß ich nicht. Meine Studien nahmen mich ernsthaft in Anspruch und ich war schon hoch in den Zwanzigen, als ich zum ersten Male ernsthaft liebte. Wie ich liebte brauche ich Ihnen nicht erst zu beschreiben. Sie werden es selbst wissen, und in den Briefen aus meinem Kasten haben Sie Schilderungen genug gefunden, also nichts davon. Länger als drei Jahre dauerte mein Verhältniß mit dem Mädchen, das ein ernstes Verlöbniß geworden war. Endlich kamen wir doch auseinander."

„„Wieder dieſes Wort!““

„Was ſchelten Sie das Wort, wenn Sie die Sache nicht beſeitigen können?“

„„Und wie kam dieſes „Auseinander?““

„Sie ward mir untreu.“

„„Abſcheulich!““

„Meinen Sie? Etwas abſcheulich war es, aber doch nicht ganz ſo arg. Sie betrog mich wenigſtens nicht, ſie ſagte mir offen und ehrlich: lieber Freund, ich habe mich getäuſcht, als ich glaubte dich zu lieben, ich fühle das jetzt, wo ein Anderer mein Herz erfüllt. Unter dieſen Verhältniſſen kann ich unmöglich deine Frau werden. Gib mir mein Wort zurück, vergiß mich.“

„„Das iſt ja eine entſetzliche Sprache.““

„So ſchien mir's auch. Und doch hatte ſie Recht. Ich habe ſpäter nur zu viele Fälle kennen gelernt, wo derartige Täuſchungen vorkamen, wo man ſich in Empfindungen hineingetändelt hatte, die wenig oder gar nicht da waren, die alſo augenblicklich ſchwanden, ſo wie eine wirkliche Leidenſchaft ſich regte. War meine Braut dafür verantwortlich daß ſie ſich getäuſcht hatte? Ich ſelbſt war der Urheber dieſer Täuſchung, denn ich hatte ſie an mich gezogen, und wie leicht mochte ſie glauben ſie liebe mich wirklich, während es ihr nur wohl that geliebt zu werden. Ich hatte dieſe Täuſchung genährt, indem ich ihr fortwährend von Liebe ſprach und alle die Gefühle in ihr wach rief, für die ich denn doch nicht der rechte Gegenſtand war. Als der endlich kam, was

ſollte ſie thun? Ihr Wort halten? Die Meinige werden, da ſie ſich bewußt war einen Andern zu lieben? Man wird das hier und da fordern, man wird das für Pflicht, für Seelenſtärke halten. Und doch iſt es ein Verrath an der Liebe. Wer dem Geliebten auch nur einen Gedanken, nur eine Empfindung abſichtlich verheimlicht verräth die Liebe. Denn nur um Liebe ſoll das Weib dem Manne ſich geben, und wo die Liebe nicht iſt, kann man dann auch nicht auf das Glück hoffen, das eben nur in der Liebe ruht. Das Mädchen liebte mich nicht, ſie liebte einen Andern, ſie ſagte das offen und that damit einfach was ihr Gefühl ihr vorſchrieb. Und ich muß ſagen ſie hatte Recht."

„„Sie gaben ihr das Wort zurück?""

„Das mußte ich."

„„Und vergeſſen Sie?""

Steinhaus lächelte und ſagte: „meinen Sie, das ſei ſo leicht? Denken Sie an das Tagebuch des armen Mädchens, die nie vergeſſen konnte. Freilich iſt ein Mann in glücklicherm Falle. Ihm bietet ſein Beruf die Möglichkeit von ſeinem Schmerze ſich abzuziehen. Er kann arbeiten — und Arbeit iſt das heilkräftigſte Mittel für das Leid der Seele. Aber ſo raſch hilft es doch nicht, ſo raſch vergißt man eine verlorene Liebe nicht."

„„Aber in dieſem Falle, wo Sie nicht geliebt, wo Sie einem Andern aufgeopfert wurden, mußte der Stolz nicht mächtig in Ihnen wirken?""

„Der Stolz? Das iſt leicht geſagt. Sie haben Recht,

in ſolch einem Falle beginnen der Verſtand, das Selbſtgefühl einen Kampf mit der Liebe — und es gibt kein anderes Mittel ſich ſelbſt zu retten, als indem man die Liebe gewaltſam aus dem Herzen treibt. Aber Stolz und Verſtand ſind ſchwache Mittel und eine rechte echte Liebe läßt ſich ſo leicht nicht verjagen. Und ich hatte eine ſolche Liebe im Herzen und es dauerte Jahre, bis ſie überwunden war. Lieber junger Freund, kennen Sie die Eiferſucht? Kennen Sie den furchtbaren Stachel des Gedankens das Mädchen, das Sie geliebt, in den Armen eines Andern zu wiſſen? Wiſſen Sie welch qualvolle Bilder die Phantaſie heraufbeſchwört, wenn dieſe Gedanken kommen? Ihr gutes Geſchick bewahre Sie vor einem ſolchen Kampfe. Es iſt ein harter. Wochen, mein Freund, ja Monden vergehen, ehe Sie wieder einen ruhigen Schlaf bekommen. Monden vergehen, ehe Sie im Stande ſind etwas Anderes zu denken als ſie, nur immer ſie. Noch viel längerer Zeit bedarf es, bis Sie im Stande ſind, für etwas Anderes wieder Theilnahme zu empfinden. Die Erinnerung, mein Freund, hat die merkwürdige Eigenſchaft, daß ſie alles Unangenehme abblaßt, und das Angenehme deſto ſchöner erſcheinen läßt. So bleiben von einem lange dauernden Verhältniſſe nur die ſchönen Stunden in Ihrem Gedächtniſſe — alles Unangenehme aber ſchwindet. Und an dieſe ſchönen Stunden werden ſie fort und fort durch tauſend Kleinigkeiten erinnert. Auf dieſer Bank haben Sie mit ihr geſeſſen, unter dieſen Baume ſind Sie mit ihr bei einem plötzlichen Regen geflüchtet, in dieſer Straße hat ſie gewohnt und

tausend Mal hat Sie Ihr Fuß dahin geführt; in diesem Laden haben Sie ihr ein Geschenk gekauft, von diesem Gärtner brachten Sie ihr Pfirsichen mit, diese Melodie haben Sie zusammen im Concert gehört, — ach, lieber Freund, was man zu vergessen strebt drängt sich uns fortwährend gewaltsam wieder auf. Ich habe Jahre gebraucht um ruhiger zu werden. Vergessen kann man nie, wenn man geliebt.

Ich will Ihnen gestehen, daß ich anfangs recht wilden Schmerz gefühlt, daß ich Erbitterung gegen sie hegte, die mir die Treue gebrochen, daß ich dachte in den Armen einer Andern Ersatz zu suchen, daß mir das wie eine berechtigte Rache vorkam. Ich suchte Frauengesellschaft, ich suchte Anknüpfungen, absichtlich, mit Ueberlegung. Das ging aber nicht. Es gefiel mir keine. Und waren sie schöner, waren sie geistreicher, liebenswürdiger — sie gefielen mir nicht. Ich verglich nicht, ich grübelte nicht — sie waren eben anders, sie waren nicht sie. Und sie hatte ich geliebt. Es sind Jahre vergangen ehe mir andere Frauen gefallen konnten. Man kann sehr leicht verständig über die Liebe sprechen, wenn man eben nicht liebt. Wenn man aber liebt, so macht sich die Liebe zur Herrin des ganzen Menschen, und was er sonst für geistige und gemüthliche Eigenschaften und Kräfte hat, sie alle werden der Liebe dienstbar."

Steinhaus sprach ruhig, zuweilen lächelnd — ich merkte daß er hier ziemlich überwunden hatte und fragte daher auch was aus dem Mädchen geworden sei.

Steinhaus schwieg einen Augenblick und sagte dann:

„sie hatte doch einen schlechten Tausch gemacht. Ihr Mann war ein unbedeutender, grobsinnlicher Mensch, und als der Liebesrausch verflogen war, mußte sie Mißhandlungen erdulden. Ich habe keine Genugthuung darin gefunden; als ich das erfuhr, hat es mir doch weh gethan.“ Nach diesen Worten suchte er einen Brief aus dem Kasten hervor und fuhr fort: „das war der Ausgang des ersten Verhältnisses, das ich angeknüpft hatte. Meinte ich auch in den ersten Jahren nie wieder lieben zu können, es kam anders. Empfinde ich nicht so tief, wie diejenigen, die eine erste Liebe niemals vergessen können, oder war meine erste Liebe noch nicht die rechte, war noch Selbsttäuschung darin, kurz nach zehn Jahren belebte sich mein Herz, das ich erstorben glaubte, noch ein Mal. Ich brauchte das Bad zu E. und traf dort ein Mädchen von etwa fünfundzwanzig Jahren. Sie lebte zurückgezogen, nur von einer alten Dienerin begleitet, und mied die Gesellschaft. Ich that ziemlich dasselbe und so geschah es einfach daß wir uns gerade öfter begegneten und uns näher kamen. An einer einsamen Stelle des Parks, wo sie sich lesend niedergelassen hatte, redete ich sie zuerst an. Sie war nicht menschenscheu, wie ich anfangs gedacht hatte, und da sie bald merken mochte daß ich kein zudringlicher Laffe war, und mit meiner Unterhaltung mich auch über den Kreis der Badeneuigkeiten hinausschwingen konnte, so geriethen wir bald in ein lebhaftes Gespräch. Ein plötzlich herauf ziehendes Gewitter schnitt uns den Rückweg ab, wir mußten in einem Bauernhause eine Zuflucht suchen und erst spät am Abend

konnte ich sie nach Hause geleiten. Von da an nahm sie ohne weitere Umstände meine Besuche an, die nach und nach sehr häufig wurden. Unsere Unterhaltung betraf immer Dinge, die außer uns lagen, nie sprachen wir von uns selbst oder von unsern Erlebnissen. Ob sie solchen Gesprächen auswich, ob ich es that, ich weiß es kaum zu sagen. Ich war etwas zurückhaltend geworden. Schon am ersten Abend hatte ich gefühlt: dieses Mädchen könnte ich lieben. Anfangs erschrack ich bei dem Gedanken, eine innere Stimme flüsterte mir zu: fürchte eine neue Täuschung. Und doch that mir das Gefühl einer erwachenden Liebe so wohl, ich fühlte wieder eine Wärme in der Brust, die ich seit Jahren entbehrt hatte. Ich setzte meine Besuche fort — und mit jedem Tage lernte ich Rosa mehr schätzen — und lieben. Sie war geistreich und dabei doch einfach, ohne alle Ansprüche, sie besaß ein tiefes Gefühl ohne alle Empfindelei, dabei war sie hübsch und von liebenswürdigem, anmuthigen Benehmen. Nach etwa vierzehn Tagen schien es mir als wäre sie etwas weniger unbefangen gegen mich, wie anfangs. Das fiel mir auf. Mir kam der Gedanke sie sei bereits anderweitig gefesselt — und ich beschloß rasch zu einer Entscheidung zu kommen, ehe sich die Liebe zu tief in mir festsetzte. Ach, leider saß sie schon tiefer, als ich vermuthete. Am Abend faßte ich zum ersten Male ihre Hand mit leisem Drucke, sie wollte sie fast erschrocken zurück ziehen — ließ sie mir aber, da sie in meinem Auge Bitte und Befremdung las. So standen wir einen Augenblick, bis ich endlich sagte: „Rosa, ich liebe Sie, können

Sie mich wieder lieben, so sein Sie die Meine.“ Sie sah mich mit einem langen, durchdringenden Blicke an! Was in dem Blicke lag, Bestürzung, Freude, Schmerz — ich meinte Alles das darin zu lesen. Nach einer langen Pause sagte sie leise: „ich werde Ihnen schreiben.“ Es lag so viel Bestimmtes in dem Tone, mit dem sie diese Worte sprach, daß ich nichts mehr erwiedern konnte und sie verließ. Am andern Morgen bekam ich folgenden Brief.

Mein werther Freund!

Was ich befürchtete ist eingetroffen und zwingt mich meinen Entschluß zu beschleunigen. Wann Sie diese Zeilen erhalten, liegt schon manche Meile Entfernung zwischen uns — ich bin abgereist. Warum that ich das nicht früher! Ich bereue es, denn ich füge Ihnen jetzt eine Kränkung zu, die ich vermeiden konnte, wenn ich früher ging — und gerade Sie kränken zu müssen thut mir unendlich weh. Noch weher thut mir der Gedanke daß Sie mich vielleicht für eine herzlose Kokette halten, die ihr Spiel mit Ihnen getrieben — das bin ich nicht, bei Gott nicht! Aber ich kann den Gedanken nicht ertragen daß Sie das glauben könnten, und deshalb will ich Ihnen offen bekennen was außer Einem niemand auf der Welt ahnt — und was auch in Ihrer Brust ein Geheimniß bleiben wird.

Sie fragten mich: können Sie mich wieder lieben? Ja, mein Freund, ich gestehe Ihnen, ich kann Sie wieder lieben und eben deshalb muß ich Sie fliehen. Daß ich es muß

werden Sie begreifen, wenn ich Ihnen mittheile daß ich schon einmal geliebt habe. Vor sieben Jahren lernte ich einen jungen Mann kennen, der alle Vorzüge besaß, die Ihr Geschlecht schmücken. Er liebte mich, ich liebte ihn wieder. Unser Verhältniß mußte ein Geheimniß bleiben, denn eine Vereinigung gestatteten uns die Umstände erst nach Jahren. Wir waren beide jung — und konnten warten. Wir sahen uns nicht zu häufig. Theils waren wir oft Monate durch Reisen getrennt, die er unternehmen mußte, theils hatten wir bei dem gebotenen Geheimniß unserer Liebe seltener Gelegenheit uns zu sehen, wollten wir uns nicht der Möglichkeit verrathen zu werden aussetzen. Und doch kam es anders, als wir dachten. Unserer Vereinigung stellten sich nach und nach Schwierigkeiten entgegen, die ich Ihnen nicht aufzählen will, deren Besiegung aber für uns beide unmöglich wurde. Seit einem Jahre ist deshalb unser Verhältniß gelöst — und ich wäre frei. Tausende würden sich für frei halten — und ohne Bedenken ein neues Band anknüpfen — ich kann es nicht. Ich kann es nicht, weil ich Sie lieben würde.

Darf ich Ihnen ein Herz anbieten, in dem das Bild eines andern Mannes gelebt hat — und noch lebt. Ja, noch lebt, denn eine erste Liebe vergißt sich nicht, und ich habe keine Ursache ihm zu zürnen. In welchen Zwiespalt müßte ich gerathen, wollte ich der Neigung nachgeben, die wirklich zu Ihnen zu erwachen begann? Würde nicht das Bild meines ersten Geliebten wie ein Gespenst zwischen Sie und mich treten? Wenn ich meinen Kopf an Ihre Brust

lehnte und der Gedanke an ihn durchzuckte mich — Sie würden das auf meiner Stirn lesen — und mich von sich stoßen. Wenn ich an Ihrer Seite säße und das Andenken an ihn beseele mich, ich würde zusammenschaudern. Ich fühle es, für diesen Zwiespalt gibt es keine Lösung. Und darum muß ich Sie fliehen. Doch nicht bloß um meinetwillen, auch um Ihretwillen muß ich fliehen. Der Zwiespalt für Sie wäre noch größer. Die Männer begehren die ersten Gefühle eines weiblichen Herzens. Ich kann sie Ihnen nicht mehr bieten. Sollte ich Ihnen verschweigen daß ich schon geliebt? Unmöglich. Wie eine Verbrecherin, mit dem Schuldbewußtsein eines Geheimnisses sollte ich mit Ihnen durch's Leben wandeln? Unmöglich. Könnte ich doch nie das Auge zu Ihnen aufschlagen. Und wenn ich Ihnen gestehe daß ich schon geliebt, könnten Sie das überwinden? Niemals. Wenn Sie denken daß auf den Lippen, die Sie küssen, schon der Mund eines Andern liebend geruht, wenn Sie denken daß die Arme, die Sie umschlingen, schon um den Nacken eines Andern zärtlich gelegen, wenn Sie denken daß das Vertrauen, das ich Ihnen biete, schon ein Anderer besessen, — mein werther Freund, das würden Qualen für Sie sein, die jedes Glück unmöglich machen. Die Eifersucht auf eine vorhergegangene Liebe ist für einen Mann nicht minder schrecklich, als der Argwohn auf Gegenwärtiges. Und diese Eifersucht wäre die Mitgift, die ich Ihnen zubrächte. Sie sehen, mein Freund, es steht etwas zwischen uns, das jede Vereinigung unmöglich macht. Darum fliehe ich. Noch besitze ich Kraft genug

dazu. In wenigen Tagen vielleicht nicht mehr. Ich kann und will Ihnen das nicht verheimlichen. Vergeben Sie mir daß ich nicht früher abgereist bin. Ich fühlte daß ich Sie lieben würde und blieb doch. Als ich bemerkte daß auch Ihr Herz für mich empfand, zitterte ich vor Schreck — und heimlicher Freude — ich kämpfte, ich wollte gehen — noch einen Tag, flüsterte meine Schwäche mir zu — und so blieb ich bis zu Ihrer Erklärung. Das ist mein Unrecht gegen Sie. Ich sühne es durch ein offenes Bekenntniß. Vergeben Sie. Das ist die letzte Bitte, die ich an Sie richte."

Steinhaus hatte mir den Brief vorgelesen, legte ihn zusammen und sagte nach einer Pause: „das war das zweite Mal, wo meine Hoffnung getäuscht wurde. Wie tief die Neigung zu dem lieben Mädchen schon bei mir Wurzel gefaßt hatte bemerkte ich erst, als ich sie verloren geben mußte. Ich forschte lange nach ihr — allein vergebens, ich habe nie wieder etwas von ihr erfahren. Auch an diesem Schmerze nagte ich lange genug, doch war er nicht so empfindlich wie der erste. Ich hatte ja noch keine Gegenliebe erhalten und das bittere Gefühl durch Untreue verrathen zu sein war nicht beigemischt. Und ich mußte ihre Beweggründe ehren. Wenn sie so zart, so echt weiblich empfand, ziemte es ihr auch dieselbe Empfindung bei mir vorauszusetzen."

„Wenige empfinden so fein," sagte ich.

„Das ist auch recht gut," erwiederte Steinhaus lächelnd, „es würde sonst wenig Ehen geben. Denn der Fall ist selten wo die erste Liebe auch durch Vereinigung gekrönt wird.

Regt ſich doch die erſte Liebe ſchon in den Jahren, wo unſere ganze bürgerliche Einrichtung das Schließen eines Bundes für das Leben noch gar nicht geſtattet."

Nach einer Pauſe, in der Steinhaus ſchwieg, fragte ich ſchüchtern: „und ſchließt damit die Geſchichte Ihres Herzens ab?"

Steinhaus ſah mich lange an und ſagte dann ruhig: „nein, Sie ſollen Alles erfahren, da Sie ſo viel wiſſen. Von jener Zeit an wurde ich ſcheu. Ich fürchtete die Annäherung an Frauen, ich ſagte mir ſelbſt es ſei mir kein Glück in der Liebe beſchieden. Und ſo vergingen abermals Jahre, ich war ſchon ein Vierziger. Oft fühlte ich mich recht leer, oft fühlte ich das Bedürfniß nach Liebe, und ſah ich einen glücklichen Familienkreis, ſah ich eine Mutter mit ihren Kindern, kam ich mir recht einſam und verlaſſen vor. Es war mir zur Gewohnheit geworden alljährlich jenes Bad zu beſuchen, wo ich Roſa kennen gelernt und ſo plötzlich wieder verloren hatte. Die Bank, wo ich ſie zuerſt geſehen war mein Lieblingsplatz und jeden Nachmittag ſaß ich dort leſend — zuweilen auch das Buch weglegend und ſchöner Stunden gedenkend. Eines Abends, als es ſchon dunkelte und ich im Begriff war nach Hauſe zu gehen, kam eine junge Dame auf mich zu und fragte mich nach dem Wege. Sie war im Walde ſpazieren gegangen hatte ſich verirrt und war ermüdet. Ich bot ihr meinen Arm und führte ſie nach Hauſe. Kurz vorher war in der Nachbarſchaft ein großes Unglück geſchehen, wobei viele Menſchen umgekommen. Ich hatte den Schreckensort beſucht und da

dieſes Unglück den Inhalt unſeres Geſprächs bildete, konnte ich ihr daſſelbe in ſeinen Einzelnheiten ſchildern. Sie hörte aufmerkſam zu, und zuweilen fühlte ich ihre Hand in meinem Arme zucken. Kurz vorher ehe wir an ihre Wohnung kamen blieb ſie plötzlich ſtehen, ſah mich durchdringend an und ſagte: „Sie ſind unglücklich.“ „Unglücklich,“ entgegnete ich, „ein inhaltſchweres Wort. Geſund und kräftig kann man nicht unglücklich ſein.“ „So ſind Sie wenigſtens nicht glücklich,“ erwiederte ſie, „mit dieſer tiefen Empfindung wie Sie ſpricht kein Glücklicher von den Leiden Anderer!“ Ich lächelte ruhig und entgegnete: „Sie ſehen ſcharf, mein Fräulein.“ Sie reichte mir die Hand und ſagte, „man lernt ſich verſtehen“ — und verſchwand in ihr Haus. Ich fühlte mich ſeltſam erregt von dem Weſen des Mädchens, ſie hatte mir Theilnahme eingeflößt und ich brachte ihr liebliches Bild die nächſten Tage nicht aus den Gedanken. Und wieder ſaß ich auf jener Bank und wieder um die Abendſtunde traf mich die Unbekannte an. „Warum meiden Sie mich,“ fragte ſie. „Ich habe Sie nicht gemieden, nicht geſucht,“ erwiederte ich. „Und doch begegnet man ſich ſo leicht in dem kleinen Orte,“ entgegnete ſie, „warum traf ich Sie nicht?“ „Es iſt meine Art nicht,“ war meine Antwort, „flüchtige Bekanntſchaften zu machen, wie ſie ein Badeort bietet, deßhalb mag ich leicht einſiedleriſch erſcheinen.“ Sie ſetzte ſich zu mir, wir kamen in ein Geſpräch, ich führte ſie nach Hauſe, wie das erſte Mal. Und ohne Verabredung trafen wir uns jetzt täglich. Ohne daß ich es eigentlich wollte hatte ich ihr die Geſchichte meiner Liebe

mitgetheilt, als Beispiel für Sätze, die ich ihr beweisen wollte. Nach acht Tagen erhielt ich folgenden Brief von ihr:

Mein Herr!

Nicht Alles was gegen die Sitte verstößt ist darum unsittlich. Ich hoffe darum auch dieser Brief ist es nicht. Nachdem ich Ihre Lebensgeschichte kennen gelernt, weiß ich Sie werden sich nie mehr einem Weibe nähern. Sie fürchten eine neue Täuschung. Wohlan, so will ich mich Ihnen nähern. Andere werden das vielleicht unweiblich finden, Sie nicht, wenigstens nicht bis Sie meine Geschichte kennen. Hier ist sie. Kaum dem Kindesalter entwachsen ward ich verlobt. Nach zwei Jahren machte mein Verlobter das Verhältniß rückgängig. Ich hatte ihn eigentlich nicht geliebt, hatte ihn auch in den zwei Jahren nicht gesehen — ich erlitt also nur eine Kränkung, mein Herz blieb ziemlich unberührt. Bald darauf näherte sich mir ein anderer junger Mann — ich liebte ihn, wir knüpften ein Verhältniß an. Treu hing ich an ihm mehrere Jahre lang, da belog er mich einst. Er theilte mir mit er habe eine Prüfung bestanden, die ihm die Aussicht auf eine günstige Lebensstellung eröffne — und das war nicht wahr. Absichtlich hatte er mich getäuscht. Das machte einen schrecklichen Eindruck auf mich. Er konnte unwahr, absichtlich unwahr gegen mich sein, die ihm keinen Gedanken verheimlichte! Ich verlor die Achtung vor ihm, und damit die Liebe. Eine Zeitlang kämpfte ich mit mir selbst, ich suchte ihn zu entschuldigen, aber ich konnte nicht darüber

hinwegkommen. Ich konnte ihn nicht mehr achten, nicht mehr lieben, ich mußte ihn aufgeben. Es fanden sich andere Bewerber. Ich war jung, war liebebedürftig — aber auch mißtrauisch geworden. Ich prüfte ehe ich mich zu einem neuen Verhältniß verleiten ließ. Erlassen Sie mir Ihnen ausführlich mitzutheilen welche Erfahrungen ich dabei gemacht habe. Ich fand überall Unwürdiges. Ist die große Mehrzahl der Männer so oberflächlich, daß sie einem Mädchen bei näherer Prüfung unwürdig erscheinen, wenn sie sieht daß eben nur Nebenabsichten ihre Schritte leiten, daß sie Worte finden für Gefühle, die in ihnen nicht leben? Oder habe ich das Unglück gehabt nur auf Unwürdige zu stoßen? Ich muß das Letztere glauben, das Erste wäre zu schrecklich. So stehe ich jetzt einsam, vielfach getäuscht, verletzt in meinen edelsten, meinen heiligsten Gefühlen. Soll ich mich stolz in mich zurückziehen? Soll ich mein Leben in kalter Gleichgültigkeit zu Ende bringen? Soll ich die Bestimmung verfehlen, zu der ich berufen bin wie jede Andere, zu der ich Kraft in mir fühle, wie jede Andere? Ich habe oft darüber gedacht ohne zu wissen was ich thun sollte, was ich thun konnte. Aber jede Annäherung eines Mannes erfüllte mich mit Mißtrauen — ich zog mich zurück. Da fand ich Sie. Sie näherten sich mir nicht, Sie schienen mich zu meiden! Das gab mir Vertrauen. Ich suchte Sie auf. Ich weiß jetzt, daß unser Schicksal ein ähnliches ist. Sie haben das Glück der Liebe so wenig gefunden, wie ich — und doch tönt aus Ihren Worten das Bedürfniß nach Liebe so oft hervor.

Wohlan, ich bin bereit die Ihrige zu werden. Ob ich Sie liebe, schon jetzt liebe, kann ich Ihnen nicht sagen. Aber das ich Sie lieben werde fühle ich. Antworten Sie mir einfach mit Ja oder Nein.

„Der Brief kommt Ihnen seltsam vor," sagte Steinhaus, nachdem er ihn zu Ende gelesen.

„Ungewöhnlich allerdings," erwiederte ich, „seltsam möchte ich nicht sagen. Doch mich verlangt die Entwicklung zu hören, erzählen Sie weiter."

Steinhaus fuhr fort: „mich versetzte dieser Brief in große Aufregung. Seit Jahren hatte mir kein Weib Theilnahme einzuflößen gewußt, als diese. Schon war der Gedanke in mir aufgestiegen daß ich noch einmal lieben könnte — ich hatte ihn absichtlich unterdrückt. Da kam sie mir entgegen. Diese Offenheit gefiel mir. Ich ging zu ihr. Ruhig stand sie am Fenster und sah mir unverrückt ins Auge. Ich sagte ihr offen daß ich die Hoffnung auf Liebesglück aufgegeben, daß ich schon nahe an den Fünfzigen nicht mehr glauben dürfe ein junges Mädchen glücklich machen zu können, daß die Liebe der Jugend gehöre und ich darauf verzichten müsse. Sie hörte mich schweigend an, endlich sagte sie: „haben Sie keinen andern Grund, als Ihr Alter, meinen Antrag zurückzuweisen?" „Nein," erwiederte ich. „Und würden Sie mich lieben können, wenn Sie sähen daß ich unverändert so bliebe, wie Sie mich gefunden," entgegnete sie. In diesem Augenblicke fühlte ich daß ich sie schon liebe, und ich sagte mit voller Ueberzeugung ja. „Nun denn," rief

ne aus. „ich habe noch keinen Mann gefunden, der ein Mann ist wie Sie — was kümmern mich die Jahre? Scheint es doch als machten erst die Jahre den Mann zum Manne. Wehe dem Mädchen die einer blos jugendlichern Gestalt den Vorzug gibt vor gediegenem Geist und Charakter. Und wäre Ihr Haar schon ganz weiß, ich würde Sie dennoch jedem braunen Fant vorziehen.“ Ich war besiegt, ich reichte ihr die Hand, der Bund war geschlossen.“

Ich sah Steinhaus ängstlich an, als er nach diesen Worten schwieg und im Zimmer auf und ab ging, und fragte endlich: „Sie schweigen, es ist noch etwas zurück von der Geschichte, Sie leben einsam, trat denn das schreckliche Auseinander auch hier ein?“

Steinhaus blieb stehen und sagte weich: „sie ward mein Weib. Wir liebten uns bereits mehr, als wir selbst wußten. Sie machte mich unendlich glücklich, täglich entdeckte ich neue Züge des Geistes und Charakters an ihr, die mich näher an sie fesselten. Gab es je eine glückliche Ehe, so war es die unsrige. Schildern läßt sich so etwas nicht.“

Wiederum schwieg er, ich aber rief aus: „vollenden Sie, warum sind Sie einsam?“

„Lieber junger Freund,“ fuhr er fort, „das Schicksal hat mancherlei Mittel sein „Auseinander“ zu bewerkstelligen, sie sind nicht immer poetisch oder dramatisch oder tragisch, sondern oft nur traurig. Zwei Jahre beinahe war ich glücklich im Besitze des seltensten Weibes. Da gebar sie mir ein todtes Kind und starb dabei.“

Diese einfachen Worte erschütterten mich. Ich sprang auf und rief: „es ist doch wahr daß diejenigen glücklich sind, die kein tiefes Gefühl besitzen, die sich leicht durch das Leben schlagen, sie sind doch von dem größten Schmerze befreit."

„Sein Sie nicht ungerecht," sagte Steinhaus kräftig. „Ihre Auffassung ist falsch. Wäre das wahr, so müßten die Thiere glücklicher sein, als die Menschen, denn sie empfinden nur körperlichen Schmerz, ja die Pflanzen beneidenswerth gegen diese, denn sie fühlen gar nichts, am glücklichsten wären die Steine, die nicht einmal für Sonnenschein und Regen eine Empfindung haben. Sein Sie nicht ungerecht gegen das Schicksal! Wenn es Schmerzen sendet, gibt es auch dafür Glück. Ich habe Ihnen manchen Fall von Liebesleid mitgetheilt. Alle die Menschen haben bittere Schmerzen getragen, — allein sie haben auch vorher das höchste Glück genossen! Meinen Sie sie würden sich wohler gefühlt haben, wenn sie weder Glück noch Schmerz gekannt, wenn sie nie geliebt hätten? Ihr Glück war kurz. Aber wer berechtigt sie, vom Schicksal ein dauerndes Glück zu fordern? Würden wir ein dauerndes Glück ertragen? Würde es uns nicht abstumpfen? Ist nicht der Wechsel von Freude und Schmerz nothwendig um unsern Charakter zu stählen?

Sie preisen die glücklich, die ohne die Fähigkeit tief und wahr zu lieben auch den herben Schmerz über den Verlust nicht kennen? Glücklich sollen die sein? Mein junger Freund, es gibt nur ein wahres Glück auf Erden, das Glück der Liebe. Das erkauft man nicht zu theuer mit dem herben

Schmerze um den Verlust. Zwanzig Jahre sind es heute daß ich meine Marie begraben. Nur zwei Jahre des höchsten Glückes habe ich viele Jahre tiefer Trauer gehabt — glauben Sie denn ich möchte die zwei glücklichen Jahre nicht gehabt haben, um dem nachherigen Schmerze enthoben zu sein? Nein, mein Freund, meine Erinnerung ist mir mehr werth, als alle die schalen Freuden, mit denen sich die behelfen, die nicht wahrhaft lieben können. Das Schicksal ist nicht ungerecht, wo es viel Schmerzen gibt, gab es vorher auch viele Freude!"

Der alte Herr schloß bei diesen Worten seinen Kasten zu und hat ihn in meiner Gegenwart nicht wieder geöffnet.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

In demselben Verlage erschien:

Bauk, Otto, Gedichte. Preis 2 Thlr.

Burns, Rob., Gedichte. Von Julius Heinze. M.-A. Geh. 2 Thlr.

Stichart, Franz Otto, Galleric der sächsischen Fürstinnen. Cart. 2 Thlr.